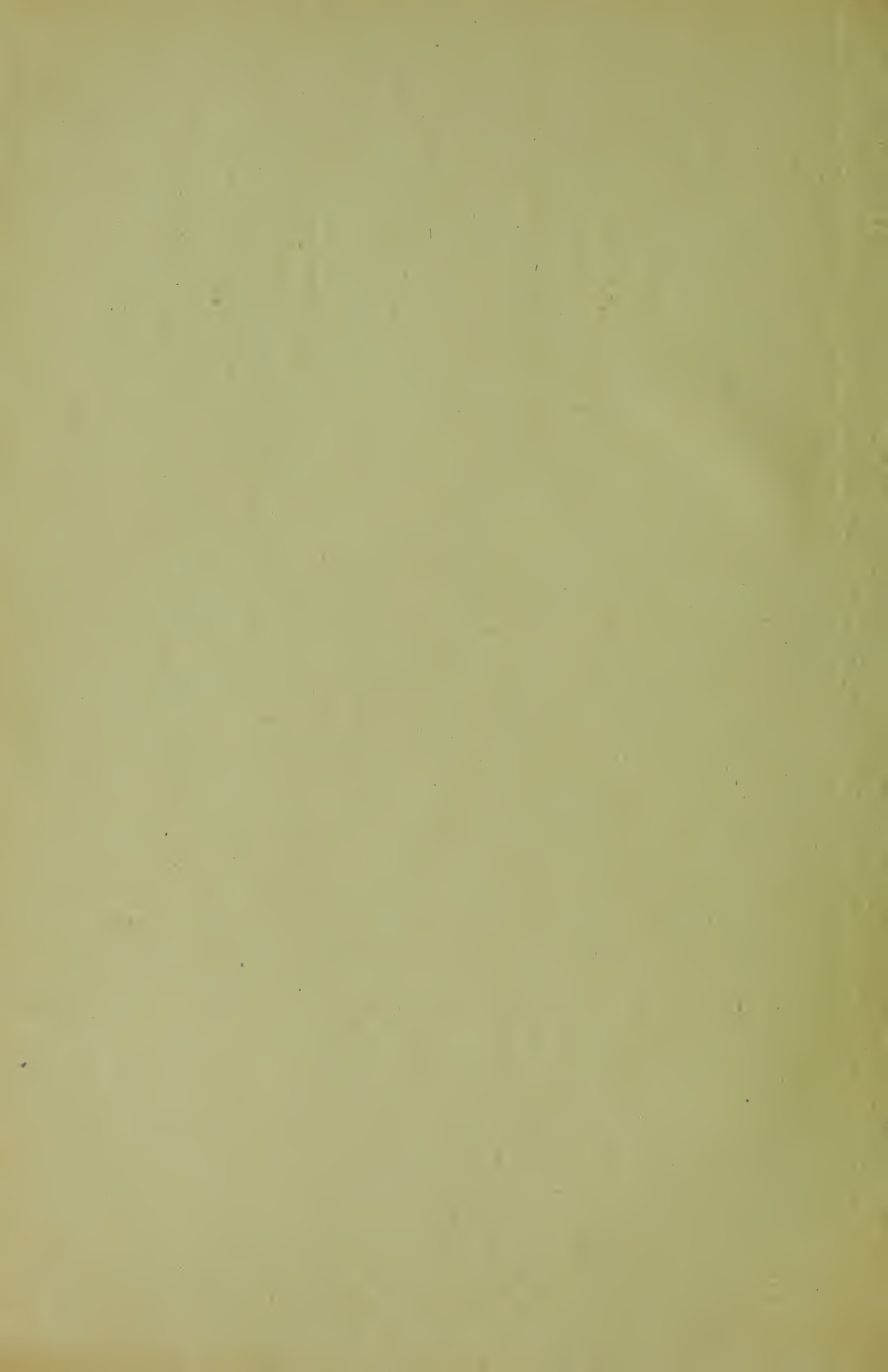
HAMBURG



von Otto Lauffer











Das neue Rathaus.

Eingeweiht 1897.

Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft.

Stätten der Kultur
Band 29

Hamburg

Von Otto Lauffer

Buchschmuck von Else Horst

Mit 32 Tafeln

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig.

Satz und Druck dieses Bandes
besorgte die Offizin von Julius
Klinkhardt in Leipzig.

Meiner lieben Frau

gewidmet.



Vorwort.

Als ich vor vier Jahren, kaum in Hamburg eingebürgert, mich entschließen mußte, die Ausarbeitung des vorliegenden Büchleins zu übernehmen, da habe ich mich dieser Verpflichtung nur mit lebhaftem Bedenken unterzogen.

Für den Neuling auf dem Gebiete der hamburgischen Geschichtsforschung schien es gar zu gewagt, einen zusammenfassenden Grundriß der städtischen Kulturgeschichte in Angriff zu nehmen, zumal da ich in meiner Arbeit für das Museum für hamburgische Geschichte durchaus nicht mit allen Seiten der älteren Geschichte und Kultur Hamburgs in gleichmäßig enger Fühlung stehe, sondern naturgemäß in erster Linie auf die Sammlung und Erforschung der sachlichen Altertümer hingewiesen bin. Dazu kam auch die Besorgnis, daß die mehr als tausendjährige Kulturentwicklung des zu fortschreitend großartigeren und vielseitigeren Formen sich entwickelnden städtischen Gemeinwesens sich auf engem Raume selbst bei knappster Ausdrucksweise und bei stärkstem Zusammendrängen doch nur sehr im Auszuge und vielfach mit einer kaum gerechtfertigten Kürze würde darstellen lassen.

Wenn ich mich der Aufgabe dennoch nicht entzogen habe, so geschah es vor allem deshalb, weil ihr an und für sich sehr verlockender Reiz noch stark vermehrt wurde durch die häufige Bemerkung, daß ein Abriß der heimischen Kulturgeschichte von vielen Kreisen der hamburgischen Bevölkerung, besonders auch von den Schulen schon lange dringend gewünscht wird. Zugleich aber hoffte ich damit auch den Interessen des meiner Leitung anvertrauten Museums für hamburgische Geschichte zu dienen, indem auf diese

Weise manche Einzelstücke der Sammlung erst in dem größeren Rahmen ihre rechte Bedeutung gewinnen und so den Freunden hamburgischer Vergangenheit innerlich nähergebracht werden würden.

Daß ich mich bemüht habe, die umfangreiche ältere Literatur mit Sorgfalt auszubeuten, wird, wie ich hoffe, dem forschenden Auge des Kenners nicht entgehen. Ausdrücklich möchte ich dabei die zahlreichen Veröffentlichungen des unvergeßlichen Lappenberg, die Topographie von Gaedechens, die handelsgeschichtlichen Arbeiten von Baasch, die Forschungen zur Geschichte des Kunstgewerbes von Brinckmann und die kunstgeschichtlichen Werke von Lichtwarck hervorheben. Aus ihnen habe ich vielfache Anregung und Belehrung gewonnen, für die ich an dieser Stelle um so lebhafter danken möchte, als es mir innerhalb der Darstellung selbst leider nicht möglich gewesen ist, meine Quellen anzuführen.

Schmerzlich habe ich bei meiner Arbeit nur eins entbehren müssen, das ist die aufmunternde Teilnahme der Frau, der dieses Buch gewidmet ist. Sie, die seit langen Jahren alle meine wissenschaftliche Tätigkeit mit freudigem Interesse begleitete, hat in schwerer Krankheit den Ausbau dieser Arbeit nicht, wie sie es sonst in gesunden Tagen getan hätte, verfolgen können. Um so mehr hat dabei ihr selbst mein erster und mein letzter Gedanke gegolten. Und so nehme ich auch jetzt das Buch, das nun fertig vor mir liegt, und gebe es in ihre Hände und widme ihr als ein Zeichen meiner Liebe.

Hamburg, den 25. Oktober 1912.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die wichtigste Literatur zur hamburgischen Geschichte.

Baasch, Hamburgs Convoyschiffahrt und Convoywesen. 1896.
Beneke, Hamburgische Geschichten und Sagen. 1854.
Beneke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 1856.
Brinckmann, Führer durch das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe. 1894.
Erbe und Ranck, Das Hamburger Bürgerhaus. 1911.
Gaedechens, Hamburgs Bürgerbewaffnung. 1872.
Gaedechens, Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg. 1880.
Gaedechens, Das Hamburgische Militär bis zum Jahre 1811 und die Hanseatische Legion. 1889.
Gernet, Mitteilungen aus der älteren Medizinalgeschichte Hamburgs. 1869.
Hamburg um die Jahrhundertwende 1800. 1900.
Hamburgisches Urkundenbuch. I. 1842. II. 1911.
Hamburgisches Künstler-Lexikon. 1854.
Hamburgs Handel und Verkehr. Illustriertes Export-Handbuch. 1901/3.
Jahrbuch der hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. 1884 ff.
(Klefeker), Sammlung der hamburgischen Mandate. I—VI. 1763 ff.
(Klefeker), Hamburgische Gesetze und Verfassungen. 13 Bde. 1765 ff.
Koppmann, Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg. 7 Bde. 1869 ff.
Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit. 2 Bde. 1885—1886.
Lappenberg, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache. 1861.
Lappenberg, Tratzigers Chronika der Stadt Hamburg. 1863.
Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. 8 Bde. 1881—1883.
Lichtwark, Das Bildnis in Hamburg. 1898.
Lichtwark, Meister Francke. 1899.
Lichtwark, Matthias Scheits. 1899.
Lichtwark, Meister Bertram. 1905.
Melhop, Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg von 1880—1895.
Melhop, Alt-Hamburgische Bauweise. 1908.
Menck, Handbuch der neuesten Zeitgeschichte. 1806—1816.
Mitteilungen des Vereins für hamburgische Geschichte. 1878 ff.
Neddermeyer, Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg. 1832.
Rüdiger, Die ältesten hamburgischen Zunftrollen. 1874.
Schrader, Hamburg vor 200 Jahren. 1892.
Schrader, Die Rechnungsbücher der hamburgischen Gesandten in Avignon. 1338—1355. 1907.
Staphorst, Hamburgische Kirchen-Geschichte. 1723.
Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg. 1910.
Von den Arbeiten der Kunstgewerke des Mittelalters zu Hamburg. 1865.
Westphalen, Hamburgs Verfassung und Verwaltung. 2 Bde. 1841.
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. 1841 ff.



1. Kapitel.

Die junge Stadt an Niederdeutschlands Grenzen.

Die Fluten der Elbe singen ein altes Lied. Eine Woge gibt es der zweiten. Eine Welle sagt es der anderen. Sie singen vom ewigen Kreislauf der Jahre und vom Wechsel der Jahreszeiten, in denen er sich abspielt, von gewaltigen Wolkengebilden, die blendend weiß am blauen Himmel stehen, von grauen Nebelmassen, die an trüben Tagen über Strom und Land kriechen, von starken Stürmen, die mit brausender Gewalt über die Heide fegen, und von den wundersam phantastischen Gebilden, zu denen der Winter großzackige Eisschollen an den Ufern des Stromes erstaunlich zusammenschiebt. Sie wissen von Inseln und Werdern zu sagen, die vom Strome selbst gebaut und wieder fortgerissen sind, von der grünen Marsch und ihren großen Herden weidenden Viehes, von Heide und Moor und von den niedrigen Höhenrücken der Geest, die aus der Ferne bläulich herübergrüßen. Sie erzählen auch von den Menschen, die als Jäger, Fischer und Hirten an den Ufern saßen, die das Land bebauten und es in unermüdlicher Arbeit viele, viele Meilen weit am Strome hinauf gegen Überschwemmungen sicherten. Sie sprechen von dem Kaufmann, wie er zunächst noch auf leichtem Kiel seine Waren aus- und einführte, wie sein Mut, seine Arbeit und sein Erfolg sich mehrte, und wie er schließlich auf so gewaltigen Riesenschiffen hinausfuhr in die Welt, daß selbst der

große Strom sie nicht mehr zu fassen vermochte, daß sie ihm den Boden aufreißen und den Sand des Grundes ausbaggern mußten, um sich die freie Fahrt zum Meere zu sichern.

Es sind die ewigen Gesetze von Klima und Landschaft der niederelbischen Gebiete, die in diesem Liede ausgesprochen sind, und das Volkstum und die Lebensart und die Arbeitsweise ihrer Bewohner spielen mit hinein. In stiller Versunkenheit lauschen wir dem Sange. Er spricht von dem starken Untergrunde, aus dem die Entwicklung der Weltstadt Hamburg ihre Kraft gezogen hat. Er klingt uns auch weiter dauernd im Ohr, denn der breite, gewaltige, schöne Strom war von jeher der eigentliche Nährboden unserer Stadt: die Schicksale der Niederelbe sind zugleich in vielen ihrer wesentlichsten Teile die Schicksale Hamburgs, ebenso wie auch umgekehrt die Entwicklung der Stadt an vielen entscheidenden Stellen die Geschichte des Stromes und seiner Ufergebiete maßgebend beeinflußt hat.

So ist die Schilderung von Hamburgs Geschichte und Kultur nicht nur Stadtgeschichte. Der ganze Umkreis der niederelbischen Gebiete wie der Lande Holstein, Stormarn und Lauenburg wird mit davon betroffen, ja mit fortschreitender Entwicklung wird Hamburg mehr und mehr zum Vorort ganz Niederdeutschlands. Auf materiellem wie auf geistigem Gebiet wird es zum Mittelpunkt und zum wichtigsten Träger niederdeutscher Kultur. Wieviel Städte gibt es in der Welt, die eines solchen Ruhmes würdig sind?

Aber so gewaltig auch die Formen sind, zu denen die Gunst des Schicksals und die Tüchtigkeit der eigenen Bewohner den Kulturkreis der Stadt nach allen Richtungen entwickelt haben, so sind doch auch hier wie überall die Lebenskräfte erst aus schwachen Anfängen und zarten Keimen allmählich erstarkt.

Über die erste Besiedelung, die auf dem Geestrücken zwischen Elbe, Bille und Alster, dem ältesten Teile des heutigen Stadtgebietes sich vollzogen hat, fehlen uns sichere Nachrichten. Die Gelehrten früherer Jahrhunderte glaubten freilich, diese Lücke mit

kühner Phantasie ausfüllen zu dürfen. Sie wußten von dem Ursprunge der Stadt zu berichten, „daß Hammon derer zu Hamburg Abgott gewesen, den sie in dem geweiheten Tempel als einen König auf einem Stuhle sitzend, dessen Linke einen Scepter, die Rechte aber ein Schwert hält und aus dem Munde blitzende Strahlen schießen lässet, abgemahlet: überdem ihm über seinem Haupte einen güldenen Adler und unter seinen Füßen den Teufel — nach anderen einen Drachen — vorgestellt; und endlich ihm zwölf Götzen in denen Wolken zur Seiten gegeben, davon die Rechtere Neptunus, Pluto, Vulcanus, Mars, Mercurius und Apollo, die Linkere aber Juno, Ceres, Vesta, Venus, Pallas und Diana eingenommen hatten."

Man hat sogar versucht, dieser Ursprungssage, die als Erzeugnis einer irregeleiteten Gelehrsamkeit ohne weiteres erkenntlich ist, eine vermehrte Glaubwürdigkeit zu verschaffen, indem man das Bild des Ammon in der geschilderten Form auf einer als Fälschung höchst interessanten Bronzeplakette zur Darstellung brachte, und indem man auf der Rückseite derselben in verführerisch altertümelnder Sprache eine Inschrift berichten ließ: „Gomber, der Deutschen gekrönter König, hat diese Burg gegründet und gebauet zwischen dreien Meeren und dem Gott Ammon geheiliget und darnach benennet Ammonsburg, im Jahr der warlichen Schöpfung zweitausend zweihundert und siebenzehn, nach der Sündflut fünfhundert und sechzig". Ja man fügte als weiteres Dokument noch eine zweite Plakette hinzu, auf der „Gomber, Mars Sohn, der Teutschen König" leibhaftig abgebildet war.

Endlich ließ man auf einer dritten, leider nur im Bilde überlieferten Medaille darstellen, wie zwei Abgesandte der „gambrivischen Sachsen", als deren Haupt eben Hamburg gelten sollte, dem Kaiser Augustus jene beiden anderen Platten überreichen, wofür die Stadt dann, laut Inschrift auf der Rückseite, zu Gnaden angenommen wird.

All diese merkwürdigen Spielereien mit ihrem Bestreben, die An-

fänge der Stadt möglichst hoch hinaufzurücken, und sie an biblische und klassische Geschichte anzuschließen, die dann die Überleitung zur mittelalterlichen Geschichte dadurch fanden, daß man Karl den Großen den heidnischen Tempel Ammons zerstören und an seiner Stelle die christliche Kirche gründen ließ, sind schon im 18. Jahrhundert sicher als Fälschungen erkannt.

In ganz anderem Lichte, als jene Dichtungen es glauben lassen wollten, stellt sich uns nun aber die geschichtliche Wahrheit dar. Wohl wissen wir keinen der Männer bei Namen zu nennen, in deren Händen die Führung der Stammesgenossen gelegen hat, und für ihren Glauben an höhere Mächte, für das Wesen und den Machtbereich der Götter, zu deren Ehren hier die Opferfeuer rauchten, können wir nur auf Umwegen spärliche Schlüsse ziehen. Dunkel dringt zu uns auch nur die Kunde von jenem Zuge, der im Jahre 5 n. Chr. die Römer unter Tiberius vom Niederrhein her an die Elbe führte, die sie zwischen Boitzenburg, Lauenburg und Hamburg irgendwo erreicht haben, und die Geschichte, die uns Vellejus als Augenzeuge berichtet, von jenem Germanen, der mit der Bitte, den Feldherrn sehen zu dürfen, im Einbaum über die Elbe gekommen sei und diesen Tag, an dem er die Götter mit eigenen Augen geschaut, als den schönsten seines Lebens gepriesen habe, sie kann vielleicht als ein Kuriosum der allgemein niederelbischen Vergangenheit erwähnt, aber sie darf weder zu der Stätte von Hamburg noch sonst irgendeiner bekannten Stadt in Beziehung gesetzt werden. Nur gelegentliche Funde römischer Münzen oder eines römischen Bronzekessels bestätigen uns, daß die Kultur der italischen Weltmacht in ihren letzten Ausläufern auf weiten Handelswegen auch bis zu den Gegenden der Niederelbe hier und da den Zugang gefunden hat.

Dagegen sind uns von der materiellen Kultur, die den vorgeschichtlichen Anwohnern in diesen Gebieten zu eigen war, Reste in ansehnlicher Menge erhalten. Aus den Gräbern, in denen man die Toten zur Ruhe bettete, hat sie der Spaten des neuzeitlichen Archä-

ologen wieder zutage gefördert. Rings um Hamburg herum haben die Hünengräber der Steinzeit, die dem 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung angehören, nicht nur ihre großen Aufbauten und Steingänge, sondern auch Kulturzeugen aller Art als Schmucksachen, Steinäxte, Mahlsteine und handgeformte Keramik bis auf unsere Tage bewahrt.

Bronzezeitliche Gräber der folgenden Periode haben sich bei den Nachbarorten Poppenbüttel, Aumühle und Wohldorf gefunden. Auch sie zeigen noch in ihrer überwiegenden Mehrheit den Gebrauch der Bestattung in Übung, und sie lassen eine ältere Art erkennen, in welcher der Tote in Steinkisten beigesetzt wurde, und eine jüngere Art, bei welcher der Holzsarg Verwendung fand, der dann von einer starken Schicht von Rollsteinen bedeckt wurde. Prächtige Arbeiten in Bronze, besonders schöne Schwerter, reicher Schmuck und wohldurchgebildete Hängebecken haben sich neben charakteristischen Formen der Keramik in ihnen gefunden, Stücke, die vielfach nicht nur von großer technischer Fertigkeit, sondern auch von einem fein entwickelten Schönheitssinn und von einem lebendigen Materialgefühl ein bewunderungswürdiges Zeugnis ablegen.

Die frühgermanische Eisenzeit zeigt dann im Unterschiede von jenen älteren Perioden die Sitte der Leichenverbrennung, die schon in der späteren Bronzezeit einsetzt, in alleiniger Geltung. Wohl erhalten hat sich auch aus dieser Kulturstufe, die durch Funde von Eppendorf und Fuhlsbüttel und — im Amte Ritzebüttel — von Berensch vertreten wird, die Keramik mit ihren verschiedengestaltigen Töpferarbeiten. Dagegen sind die eisernen Metallgegenstände vielfach vergangen und von Rostballen umhüllt. Dennoch geben ihre einzelnen Stücke zusammengenommen schon ein reiches Bild einer vielseitig entwickelten Kultur. An Waffen und Waffenteilen finden sich Schwert und Beil, letzteres in der als Franka bezeichneten, für die germanischen Stämme charakteristischen Form, ferner Schildbuckel und Lanzenspitzen und das als Frauenwaffe anzusprechende kurze Messer. In das Gebiet von Kleidung und Schmuck

gehören die Gürtel mit den großen Eisenschließen, die in älterer Zeit noch mit besonders gestalteten Bronzebeschlägen verziert sind, sowie Gewandfibeln von typischer Gestaltung. Haarscheren, Pinzetten und Ohrlöffel bilden das Toilettengerät. Schafscheren erzählen von der Geschichte der Viehhaltung, und eiserne Schlüssel werfen ein Streiflicht auf die Geschichte der häuslichen Kultur.

Alle diese Fundstücke, die rings um Hamburg herum zutage gekommen sind, können auch für die vorgeschichtliche Kultur des heutigen Stadtgebietes als beweiskräftig gelten. Innerhalb dieses Stadtgebietes selbst sind infolge der Bauarbeiten eines Jahrtausends wohl alle vorgeschichtlichen Reste im Erdboden vernichtet, und auf künftige Funde darf kaum mehr gehofft werden. Bekannt ist nur, daß sich in der Gegend der Raboisen Grabstätten gefunden haben. Außerdem aber darf nach dem Muster ähnlicher alter Siedelungen, z. B. der von Alt-Lübeck, angenommen werden, daß das vorkarolingische älteste Hamburg bereits auf dem Geestrücken gelegen hat, der zwischen Alster und Bille von Norden her eine lange Höhenzunge gegen die Elbe vorschiebt. Hier hat, etwa in der Gegend der Petrikirche vermutlich ein Ringwall bestanden, an ihn haben sich die Gehöft-Siedelungen angeschlossen, und zum Schutze der ganzen Anlage, als deren Gräberfeld jene Fundstelle an den Raboisen angesprochen werden kann, ist dann vermutlich der Geestrücken durch einen Quergraben von der Alster bis zur Niederung der Bille durchschnitten worden. Diese Annahme wird, wie gesagt, durch sonstige archäologische Erfahrungen wahrscheinlich gemacht, und es kann vermutet werden, daß jener älteste Quergraben bereits an derselben Stelle gelegen hat, wo noch Jahrhunderte lang die mittelalterliche Stadt ihre Befestigungslinie hatte, wo bis in die neueren Jahrhunderte hinein der sogenannte Heidenwall und ein Hasenmoor als letzte Reste der alten Erdburg bestehen geblieben sind, und wo noch heute die Grenze der beiden Kirchspiele von St. Petri und St. Jakobi ihren Verlauf hat.



Der Hl. Ansgar.
Früher im Dom, jetzt in der Petrikirche.
Stiftungsbild des Propst Joh. Middelmann, gest. 1457.



Karl der Große fand bereits eine alte Wohnstätte in Hamburg vor. Als er im Jahre 804 Nordalbingien endgültig unterworfen hatte, als er daran ging, hier die Grenzen seines Reiches militärisch zu festigen und die Unterwerfung der Sachsen durch die Einführung des Christentums dauernd zu sichern, da wurde an der Stelle einer älteren sächsischen Siedelung Hamburg zur Gründung einer Hauptkirche ausersehen, und als deren Vorsteher im Jahre 811 der Priester Heridag bestimmt. Wenn dabei wohl von vornherein die Absicht bestand, hier ein besonderes Bistum zu gründen, so ist dieser Plan nicht gleich zur Ausführung gelangt. Ludwig der Fromme hat ihn zunächst fallen lassen, um ihn erst 20 Jahre später zu verwirklichen.

Die entscheidende Persönlichkeit, an deren Namen sich diese Entwicklung anschließt, zugleich der erste bedeutende Mann, der uns in der Geschichte Hamburgs begegnet, ist Ansgar. Derselbe war 801 geboren, im Kloster Corbie bei Amiens erzogen und hatte dann von dem neugegründeten Korwei an der Weser seine Missionsfahrten zu den Dänen und Schweden unternommen. Seine Erfolge und seine Persönlichkeit erst haben Ludwig den Frommen veranlaßt, das Kastell Hamburg mit der ersten vom Vater begründeten holsteinischen Kirche zum Sitz eines Bistums auszuersehen. So wurde denn im Jahre 831 der damals dreißigjährige Ansgar zum Bischof von Nordalbingien mit dem Sitz in Hamburg ernannt. Gleichzeitig aber wurde seine geistliche Autorität noch dadurch beträchtlich vermehrt, daß der Papst Gregor IV. das Bistum zum Erzbistum umwandelte und ihn selbst zum Legaten für die nordische Mission und zum Erzbischof erhob.

Ein halbes Menschenalter hindurch hat sich die junge Stadt einer friedlichen Entwicklung unter Ansgars Fürsorge erfreuen dürfen. Den ersten Bau der Domkirche mit dem anschließenden Kloster hatte sie ihm zu danken. Dann aber folgt eine jähe Unterbrechung. Raubend und mordend fielen die Normannen ins Land. Mit einer großen Flotte von angeblich 600 Schiffen kamen sie die Elbe her-

auf. Hamburg fiel vor ihrem Ansturm, und alle die zarten Keime der jungen städtischen Kultur wurden von Grund aus zerstört. Ansgar selbst mußte vor ihnen weichen. Seine Lebensarbeit wäre zum guten Teile verloren gewesen, hätte er nicht zwei Jahre später das Bistum Bremen erhalten, das dadurch mit Hamburg vereinigt wurde. Bis zum Jahre 865, wo er in Bremen gestorben ist, hat er noch das langsame Wiedererstehen Hamburgs fördern können. Und in dieser Zeit hat er noch zu weiterer umfassender geistlicher Tätigkeit, die ihn auf neuen Missionsreisen nach Dänemark und Schweden führte, die Möglichkeit gefunden. Eben diese Missionstätigkeit im europäischen Norden ist es vor allem, in der die weltgeschichtliche Bedeutung Ansgars beruht, und es bleibt der dauernde Ruhm der jungen Stadt Hamburg, für diese Arbeit die Ausgangsstätte und den festen Stützpunkt gebildet zu haben.

Unter Ansgars Nachfolgern, deren erster sein Schüler und Biograph Limbert war, sind sowohl auf dem Gebiete der Mission wie auf demjenigen sonstiger Kulturarbeit nur geringe Fortschritte zu erkennen. In dieser Zeit der letzten Karolinger fehlte der starke Rückhalt des Reiches. Dieser aber wäre um so nötiger gewesen, als die von den Normannen drohende Gefahr andauerte und sich in fortwährenden Einfällen wirksam zeigte. Besonders schicksalsschwer war das Jahr 880, in dem die Normannen einen entscheidenden Sieg über die Sachsen davontrugen. Ob dieser Kampf, wie es am wahrscheinlichsten ist, bei dem Kloster Ebsdorf stattgefunden hat, oder ob eine der anderen Stellen, die dafür namhaft gemacht sind, und unter denen auch Hamburg genannt ist, als Schlachtort angenommen werden muß, bleibe dahingestellt. Das Entscheidende ist, daß in der Not jener Zeiten auch Hamburgs Entwicklung stocken mußte.

Ein neuer Aufschwung erfolgt erst unter Heinrich I. und Otto I. Diese sächsischen Kaiser haben auch für die niederelbischen Gebiete das Ansehen des Reiches und seiner Zentralgewalt wieder hergestellt. In glücklichen Kämpfen haben sie selbst und ihre Grafen die

Wenden, Hamburgs bedrohliche Nachbarn im Osten, niedergehalten. Unter ihrem Einfluß ist die schon unter Karl dem Großen befestigte Grenzlinie des Limes Saxoniae, der bei Lauenburg an der Elbe begann und über Oldesloe hinaus nördlich nach Kiel sich hinzog, mit einer ganzen Reihe von Burgen und Warten neu befestigt worden.

So war auch für Hamburgs gedeihliche Entwicklung wieder Spielraum und Sicherheit geschaffen. Und wieder ist es einer der großen Erzbischöfe der Zeit, der im Mittelpunkte dieser Entwicklung steht: Adaldag, der Hersteller des Erzbistums, dem er mehr als ein halbes Jahrhundert, von 936 bis 988, vorgestanden hat, und der unter seinem Krummstabe die Bistümer Schleswig, Ripen, Aarhuus und Oldenburg vereinigt hat. Er, der als oberster Kirchenfürst des Nordens in Hamburg residierte und der zu dem Kaiser Otto dem Großen selbst in naher Beziehung stand, hat damals der Stadt Hamburg auch neuen Glanz verschafft. Seinem Ansehen ist es auch allein zuzuschreiben gewesen, daß die Stadt dem vom Kaiser abgesetzten Papst Benedict V. zum Exil angewiesen wurde, und daß so jene merkwürdige Episode in der Stadtgeschichte herbeigeführt worden ist, die im Jahre 965 mit dem hier erfolgten Tode des Papstes endete, an die aber noch, nachdem längst die Gebeine nach Rom überführt waren, das im 15. Jahrhundert erneuerte Grabmal im Dome erinnert hat, bis auch dieses erst im Jahre 1805 bei der Niederlegung des Domes mit zerstört worden ist.

Auch Adaldag freilich, der für Hamburg der Träger dieser großen Zeit gewesen ist, hat noch am Ende seines Lebens einen neuen Rückschlag erleben müssen. Durch Ottos II. Niederlage in Kalabrien herbeigeführt, erfolgt im Jahre 983 ein neuer Vorstoß der Dänen und Wenden. Wie die Bistümer Havelberg und Brandenburg, so fällt vor ihrem Ansturm auch Hamburg, das abermals vollständig zerstört wurde. Und wieder beginnt das Spiel von neuem, wieder erfolgt aus tiefster Not nur langsam ein neuer Aufstieg.

Die neue Entwicklung während des 11. Jahrhunderts wird eingeleitet durch den Erzbischof Unwan, der es verstanden hat, das Ansehen seines Amtes und seiner Person im europäischen Norden allmählich wieder zu stärken, und der dann vor allem in Dänemark schon wieder so großen Einfluß gewann, daß er mit Erfolg als Vermittler zwischen dem Kaiser Konrad II. und dem König Knud von Dänemark und England auftreten konnte.

Die Vollendung aber dieser reichen Ansätze, zugleich die höchste Machtentfaltung, die dem Erzbistum Hamburg überhaupt beschieden war, ist dann unter dem großen Erzbischof Adalbert erfolgt, dessen Wirken sich fast über dreißig Jahre, von 1043 bis 1072, ausdehnte. Dieser bedeutendste Staatsmann seiner Zeit hat, gestützt auf die engen Beziehungen, die ihn sowohl mit Heinrich III. wie mit der römischen Kurie verbanden, eine überragende Machtstellung im ganzen Norden gewonnen. Er stellt im Wendenlande die zerstörten Kirchen wieder her, er hat das Bistum Oldenburg wieder eingerichtet und diejenigen von Ratzeburg und Mecklenburg neu begründet. Als päpstlicher Legat und Vikar hat er die kirchlichen Verhältnisse in Dänemark, Island und auf den Orkney-Inseln, bei den Schweden und Finnen, sogar bei den Grönländern neu geordnet. Es ist bekannt, daß er in der Fülle seiner Macht schließlich danach gestrebt hat, das Hamburgische Erzstift in ein nordisches Patriarchat umzuwandeln, dem zwölf Bistümer, teils als Neugründungen gedacht, unterstehen sollten.

Wäre dieser großartige Plan zur Ausführung gekommen, so hätte er die Geschichte des ganzen europäischen Nordens in andere Wege geleitet. Er scheiterte an der Gegnerschaft der deutschen Fürsten. Diese aber zwangen im Jahre 1066 den Kaiser Heinrich IV., Adalbert vom Hofe zu entfernen und seinen Einfluß auf die Reichsgeschäfte zu lösen. Von zwei Seiten drängten in des Erzbischofs eigenen Landen die Feinde auf ihn ein. Das bremische Gebiet wurde von den Billungern heimgesucht. Rechts der Elbe aber erhoben sich aufs neue die Wenden. In gewaltigem Aufruhr unterdrückten sie

noch einmal das Christentum mit aller Macht, und noch einmal wurde Hamburg, die nun schon zweieinhalb Jahrhundert alte Bischofsstadt an der Elbe, von Grund aus zerstört. Es geschah in dem gleichen Jahre 1072, in dem auch den Erzbischof Adalbert selbst der Tod ereilte. So blieb sein Wunsch, in Hamburg begraben zu werden, unerfüllt. Im Dome zu Bremen wurde der gewaltige Mann zur Ruhe bestattet.

Es ist ein furchtbarer Fall, in seiner tragischen Gewalt von uns Nachlebenden kaum zu ermessen, den das Jahr 1072 für Hamburg gebracht hat. Von hier aus hatte Adalbert, wohl der größte Deutsche seiner Zeit, seine Macht entfaltet. Hier hatte er an den hohen Festen Hof gehalten. Selber strahlend in geistlichen und weltlichen Dingen hatte er auch seiner Stadt Hamburg von seinem Ruhm mitgeteilt und ihr den Ehrennamen der „gesegneten Mutter aller Völker des Nordens" mit Recht verschafft.

Was von aller dieser Herrlichkeit übrig geblieben war, das war nichts als ein großer Trümmerhaufen. Noch einmal mußte die viel heimgesuchte Stadt ihre Entwicklung ganz von neuem beginnen. Es geschah auf neuen und andersartigen Grundlagen.

Nach Adalbert und nach der letzten großen Zerstörung, die Hamburg als nordische Grenzfeste des Deutschtums erdulden mußte, verliert die Stadt ihre alte kirchliche Vorortstellung. Bremen tritt in dieser Hinsicht das Erbe an, eine Tatsache, die dann schließlich im 13. Jahrhundert noch offiziell dadurch festgelegt wurde, daß der Sprengel auch im Namen als „Erzbistum Bremen" bezeichnet wurde.

Hamburgs Bedeutung hängt von nun an nicht mehr an den Gestalten der Erzbischöfe. An ihre Stelle treten für anderthalb Jahrhunderte die Grafen von Holstein und Stormarn, die zunächst noch Lehensleute der Herzöge von Sachsen bleiben, dann aber mehr und mehr die landesherrliche Gewalt gewinnen, die sie im 13. Jahrhundert unumstritten besitzen. Ihre Reihe wird eröffnet durch Adolf I. von Schauenburg, der 1111 die Grafschaft erhält und jetzt

erst, nach mehr als einem Menschenalter der Verödung, die zerstörte Stadt Hamburg wieder herstellt, die Befestigungen instand setzt und den Dom aufs neue erbaut. Und was dieser „Zweite Gründer und getreueste Wohltäter Hamburgs" begonnen, das setzt sein Sohn Adolf II. in fast vierzigjähriger Arbeit fort. Unter seinem Schutze sind die Gebiete der Niederelbe wieder dauernd in Kultur genommen worden, und es ist sein persönliches Verdienst, daß das vielfach verödete Land neu besiedelt wurde. Holländer, Friesen und Westfalen hat er zu diesem Zwecke als Träger des Deutschtums herbeigerufen.

Als Adolf II. 1164 im Kampfe gegen die Wenden fiel, trat dessen Sohn Adolf III., zunächst minderjährig, unter der Regentschaft seiner Mutter Mathilde seine wechselvolle Regierung an. Jung hereingerissen in den gewaltigen Strudel, den die Kämpfe Heinrichs des Löwen hervorbrachten, steht er zunächst auf dessen Seite, schwenkt dann zum Kaiser über, wird infolgedessen aus Holstein vertrieben, um später von Friedrich I. wieder eingesetzt zu werden. Mit ihm zieht er auch 1189 auf den Kreuzzug. Bevor er aber auf die Reise geht, vollzieht er die entscheidende Tat, die ihn in der hamburgischen Geschichte für immer unvergeßlich machen wird. Mit Hilfe des Wirad von Boizenburg gründet er auf dem rechten Alsterufer die Neustadt Hamburg. Er sichert ein rasches Aufblühen dieser neuen Anlage, indem er den Neusiedlern wichtige Rechte zugesteht, und vor allem erwirkt er für die Altstadt und die Neustadt Hamburg zusammen den berühmten Freibrief Friedrichs I., der am 7. Mai 1189 ausgestellt ist.

In diesem Erlaß wird den Bürgern von Hamburg für ihre Schiffe, Waren und Leute Befreiung von Zoll und Ungeld auf der Elbe von der Stadt bis ans Meer und zurück zugesichert. Es werden ihnen Fischereirechte, Verkehrserleichterungen, Befugnisse zum Geldwechsel und einige sonstige Rechte verliehen. Daneben aber wurde die Wehrkraft der Stadt in hervorragender Weise dadurch gestärkt, daß in jenem Briefe bestimmt wurde, es dürfe zwei Mei-



Bild eines Evangelisten aus dem 11. Jahrhundert.
Aus dem Evangelienbuch des Klosters Harvestehude.
Im Besitz des Museums für Kunst und Gewerbe.



len im Umkreise um die Stadt kein festes Schloß erbaut werden, die Bürger selbst aber sollten von der landesherrlichen Heeresfolge befreit sein.

Auf diesen Freiheiten beruht in vielen der wichtigsten Punkte die ganze weitere Entwicklung der Stadt im Mittelalter. Ihr Erlaß vom Jahre 1189 ist das größte Verdienst, das Adolf III. sich um Hamburg erworben hat. Sie bilden eines der wichtigsten Aktenstücke in der ganzen Geschichte der Stadt, und es ist gewiß bemerkenswert, daß man diese Tatsache in der Stadt selbst von Anfang an voll begriffen hat. Ein halbes Jahrhundert ist man ständig bemüht geblieben, diese Freiheiten sich von allen Seiten sichern und bestätigen zu lassen und sie womöglich noch weiter auszubauen. Die zielbewußte Zähigkeit, mit der dieses Bestreben unter den wechselvollsten und schwierigsten äußeren Verhältnissen durchgeführt wurde, ist geradezu bewundernswert.

Die weitere Entwicklung und den inneren Ausbau der nunmehrigen Doppelstadt Hamburg selbst zu dem gewünschten Ziele zu führen, ist Adolf III. nicht beschieden gewesen. Während des Kreuzzuges kehrt Heinrich der Löwe zurück und erobert ganz Holstein außer dem festen Segeberg. Auch Hamburg, das freilich in seinem Bestande geschont und in seinen Rechten gesichert wird, unterliegt ihm. Adolf III. hat dann zwar nach dem Kreuzzuge mit Hilfe Bernhards von Sachsen und Ottos von Brandenburg seine Lande zurückerobert. Aber nach wechselvollen Kämpfen mit den Dänen wird er von Herzog Waldemar um Weihnachten 1201 in Hamburg überfallen und gefangen genommen. Nach zweijähriger Gefangenschaft sieht er sich gezwungen, seine Ansprüche auf Holstein aufzugeben. Er kehrt nach Schauenburg zurück und ist dort erst 1225 gestorben.

So war denn nun der Däne Herr im Land. Aber der Kampf um die Landeshoheit, der in diesem Falle viel mehr als das, der zugleich den rechtselbischen Nationalitätenkampf zwischen Deutschtum und Dänentum bedeutete, er war damit noch nicht endgültig zum Aus-

trag gebracht. Er ist erst nach einem Vierteljahrhundert entschieden. Hamburg hat sich in dieser gefahrvollen Zeit treu, stark und geschickt als deutsche Stadt bewährt.

Im Jahre 1202 war Waldemar II. mit dem Zunamen „der Sieger" seinem Bruder Knud VI. als König von Dänemark gefolgt. Er hatte seinen Neffen Albrecht von Orlamünde in Holstein als Statthalter eingesetzt und auch vom Kaiser Friedrich II. die Anerkennung der rechtselbischen Besitzverhältnisse erlangt. Die Hamburger Bürger waren damit freilich wenig zufrieden, aber sie richteten sich vergebens dagegen auf. Zwar suchten sie bei dem Kaiser Otto IV. eine Stütze, und dieser besetzte auch 1215 die Stadt. Aber alsbald zieht Waldemar zur Belagerung heran. Er errichtet vor der Stadt, am Eichholz und bei Schiffbeck, zwei Kastelle, und nach halbjährigem Widerstand muß Hamburg sich wieder unterwerfen und wird nunmehr dem Grafen Albrecht zu erblichem Besitz verliehen.

Die Dänenherrschaft kommt erst ins Wanken, als 1223 König Waldemar II. von dem Grafen Heinrich von Schwerin auf der Jagd gefangen genommen wird, und nun bringen die Folgejahre endlich Schlag auf Schlag die Entscheidung. Auf die Nachricht von Waldemars Gefangenschaft erscheint der Schauenburger Erbe, des vertriebenen Adolf III. Sohn, Adolf IV. im Lande. Er besiegt Albrecht von Orlamünde, der selbst in Gefangenschaft gerät, bei Mölln, nimmt die Grafschaft für sich in Besitz und bestätigt der Stadt Hamburg ihre Rechte. Endlich aber, als Waldemar II., zu einem opfervollen Frieden gezwungen, sich vom Papst von seinen Versprechungen entbinden läßt und abermals in Holstein einfällt, da rüstet Adolf IV. vereint mit Heinrich von Schwerin, Albert von Sachsen und dem Erzbischof Gerhard von Bremen, dazu mit den Lübeckern und Hamburgern gegen ihn. Am Marien-Magdalenen-Tage (22. Juli) 1227 fiel bei Bornhöved die Entscheidung. Waldemar wurde geschlagen. Ein großer und dauernder Erfolg für das Deutschtum war damit sichergestellt, und es beginnt für Hamburg

sowohl wie für die weiteren rechtselbischen Gebiete eine neue Periode ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Adolf IV., der diese neue Zeit mit starker Faust hatte heraufführen helfen, hat die weitere Ordnung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse durchgeführt. Für Hamburg hat er dabei noch den überaus bedeutungsvollen Schritt getan, daß er sich im Jahre 1228 von dem Erzbischof die Rechte an die Altstadt abtreten ließ und dadurch erst die 20 Jahre später erfolgte Vereinigung beider Städte zu einer Gemeinde ermöglichte.

In Ausführung seiner Gelübde, die er am Schlachttage von Bornhöved getan hatte, ist Adolf dann ins heilige Land gezogen und 1239 als Mönch in das von ihm gestiftete Marien-Magdalenenkloster in Hamburg eingetreten, um erst 1261 im Marienkloster in Kiel zu sterben. In Hamburg aber ist sein Name unvergessen geblieben. Sein Gedächtnis ist wie das eines Lokalheiligen vom Volke in Ehren gehalten, und so singt ganz in diesem Sinne auch eine hamburgische Reimchronik von ihm:

> „To Hamburgh in der erliken Stat
> heft he en herlik schone Kloster sat
> an des hilligen cruces unde sunte Marien Magdalenen ere,
> dar inne gelavet werd God de Here;
> dar inne wolde he wesen und lyden
> sunte Franciscus broder to ewigen tyden.
> Dar sulves toch he ok dar na de cappen an
> unde was allen broderen underdan.
> Dar anne mocht me schowen syne otmodicheit [= Demut]
> unde merken syne grote hillicheit."

Die äußere Kultur der Stadt Hamburg während der ersten vier Jahrhunderte ihres Bestehens ist, besonders infolge der wiederholten Zerstörungen einem starken Wechsel unterworfen gewesen. Aber nur in wenigen Andeutungen der ältesten Geschichtsquellen spiegelt sich das Bild der jungen Stadt, und unsicher sind die Linien, mit denen wir versuchen können, es nachzuzeichnen.

Als Kastell gegründet, hatte die karolingische Stadt zunächst nur Raum für die militärische Besatzung und daneben für die geistliche

Niederlassung. Eine Marktansiedlung befand sich zunächst noch nicht in der Stadt. Eine solche lag — von den Schriftquellen als suburbium bezeichnet — vor den Toren. Erst als zu den Zeiten Ottos des Großen die Wiederherstellung der Stadt in erweitertem Umfange durchgeführt wurde, zog man auch die Marktansiedlung in den Umkreis der Wälle mit hinein.

Ob innerhalb dieser Befestigung auch, auf dem später als Wiedenburg bezeichneten Platze, eine erzbischöfliche Burg gestanden hat, ist in letzter Zeit in Frage gezogen. Dagegen war vermutlich schon im 10. Jahrhundert eine herzogliche Burg auf dem Platze des späteren St. Johannis-Klosters vorhanden. Von den Wenden zerstört, wurde dieselbe im 11. Jahrhundert stärker wieder aufgebaut, nachdem der Erzbischof Bezelin Alebrand, der auch 1037 den Dom neu in Quadern erbaut hatte, für sich selbst ein festes Steinhaus mit Türmen hatte aufführen lassen.

Die herzogliche Burg ist der letzten großen Stadtzerstörung des Jahres 1072 mit zum Opfer gefallen. Graf Adolf I. hat sie 1124 als sogen. alte Burg für seine Gemahlin wieder hergestellt. Für sich selbst baute er auf dem rechten Alsterufer die neue Burg, deren Reste nach dem Stadtbrande von 1842 in den Fundamenten der Nikolaikirche wieder zum Vorschein gekommen sind. Als dann aber beide Burgen im Jahre 1139 während einer kurzen Übergangsperiode abermals zerstört waren, hat Adolf II. sie nicht wieder hergestellt.

Die Aufhebung der Burgen muß unzweifelhaft mit dem gleichzeitig sich vollziehenden weiteren Wachstum der Stadt in Beziehung gestanden haben. Jedenfalls beginnt damals schon die von Kolonisten ausgeführte Besiedelung der gräflichen Neustadt, deren planmäßige Ausgestaltung dann, wie erwähnt, im Jahre 1189 dem Wirad von Boizenburg übertragen wurde. Diese zweite Stadt, deren Neubürger mit freien Bauplätzen begabt wurden, erhielt ihren eigenen Markt mit dem im heutigen Hopfenmarkt erhaltenen Marktplatz. Als Gegenstück aber zu der altstädtischen Stadtkirche, der Petri-



Graf Adolf IV. als Mönch im Sarge.

Nach einem übermalten Bilde des Meister Francke. Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



kirche, die neben dem Dom schon im 12. Jahrhundert erwähnt wird, entstand nun in der Neustadt auf dem vom Grafen zur Verfügung gestellten Platze der neuen Burg ebenfalls eine eigene Stadtkirche, die dem Hl. Nikolaus, dem Schutzherrn der Schiffer und der seefahrenden Kaufleute geweiht wurde. Man möchte meinen, daß schon in dieser Wahl des Schutzheiligen der auf Seefahrt und Seehandel gestellte Charakter der neuen Stadt zum Ausdruck kommen sollte, eine Vermutung, die um so wahrscheinlicher ist, als gleichzeitig auch mit der Anlage eines Hafens begonnen wurde.

Zu der Neustadt, die unzweifelhaft gleich mit einer Befestigung nach Westen und Süden versehen wurde, ist dann bald darauf die Cremoninsel als St. Katharinen-Kirchspiel hinzugezogen.

Die großen Entwicklungsmöglichkeiten, die durch die politischen Ereignisse des beginnenden 13. Jahrhunderts eröffnet wurden, sind schon angedeutet. Ebenso ist das von Adolf IV. erbaute Marien-Magdalenenkloster, das den Minoriten übergeben wurde, bereits erwähnt. Ein zweites Kloster, dem Hl. Johannes geweiht und nicht weit von jenem ersten gelegen, bezogen die Dominikaner im Jahre 1235.

Die entscheidenden Veränderungen aber, die das 13. Jahrhundert im Stadtbilde hervorbrachte, vollzogen sich im Osten und im Westen der alten Stadt. Im Osten hatte Adolf IV. sich im Jahre 1231 ein Schloß, den sogen. Schauenburgerhof erbaut, von dem später noch gelegentlich die Rede sein wird. Um dieses Schloß herum entwickelte sich auch von seiten der Bürger eine lebhaftere Bautätigkeit, die dazu führte, daß die ganze Gegend, das Jakobikirchspiel durch einen großen, in Mauerwerk aufgeführten neuen Festungsgürtel mit in das Stadtgebiet hineingezogen wurde, das auf diese Weise eine sehr große östliche Erweiterung erfuhr. Die Bebauung erfolgte hier von Anfang an in einer weniger systematischen Weise, als es bei den übrigen Stadtteilen der Fall gewesen war. Sie schloß sich ohne eine neue Aufteilung einfach an die alten Feldwege an. Diese wurden zu Stadtstraßen ausgestaltet und an ihnen lagen die Häuser, während hinter denselben auf den alten

Ackerstücken die Höfe und Gärten sich in sehr großer Tiefe ausdehnten. Die spätere enge Überbauung dieser Höfe mit Buden ist nur durch die völlige Systemlosigkeit jener älteren Bebauung möglich geworden.

Während man nun östlich von diesem neuen Stadtteil mit der Eindeichung des Hammerbrooks begann, geschah westlich von ihr eine einschneidende Veränderung dadurch, daß man zwecks Anlage einer neuen Wassermühle sich veranlaßt fand, einen breiten Damm den alten Reesendamm, später Jungfernstieg genannt, quer vor den Alsterlauf zu legen. Erst diese künstliche Aufstauung der Alster hatte es zur Folge, daß der an sich nicht gerade sehr erhebliche Fluß die früher sumpfigen Ufer weithin überschwemmte. So entstand erst damals das zu einem großen See erweiterte Alsterbecken, das Jahrhunderte lang für die Wehrkraft der Stadt eine hervorragende Stütze gewährt hat, und das für das neuzeitliche Hamburg den herrlichsten Schmuck bildet.

In der Zeit von noch nicht einem vollen Jahrhundert hatte sich somit Hamburg aus der kleinen erzbischöflichen Stadt zu dem ansehnlichen Stadtkörper entwickelt, mit dem wir für den ganzen weiteren Verlauf des Mittelalters zu rechnen haben. Daß auch die rechtliche Vereinigung der zunächst noch getrennten Stadtteile rasch sich vollziehen mußte, war eine unausbleibliche Folge dieser Entwicklung. Offiziell ist dieselbe erst in dem Stadtrecht von angeblich 1292 festgelegt. Tatsächlich aber ist sie schon um 1248 erfolgt, in welchem Jahre das älteste gemeinsame Stadt-Erbebuch beginnt, während das große Stadtsiegel schon seit 1241 belegt ist.

Von den verschiedenen Bauten, die seit dieser Zeit für die Zwecke der Stadtverwaltung und des öffentlichen Lebens genannt werden, dem neuen Rathaus, das 1275 an der Trostbrücke fertiggestellt wurde, und dem ihm gegenüberliegenden Richthaus, von dem Münzhaus und dem Weinhaus, den Mühlen, der Ratsapotheke, dem Krahn, der Wage, der Rolandsäule und dem gräflichen Zollhaus, dem Gildehaus, den Brodschrangen, den Fleischbänken und den

Schreiberbuden, von ihnen allen können wir heute ebenso wenig noch eine feste Vorstellung gewinnen wie von den Kirchenbauten, die wir schon früher namhaft gemacht haben.

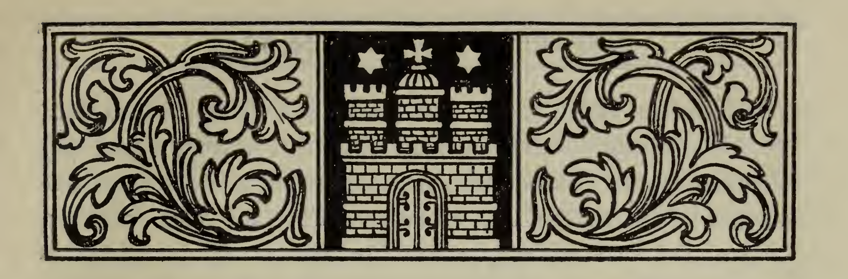
Am meisten läßt sich wohl über die Stadtbefestigung sagen, so wie sie sich im 13. Jahrhundert dem Auge darstellte. Auf diesem Gebiete haben sich in jener Zeit offenbar sehr tief eingreifende Veränderungen durch die Aufführung steinerner Festungswerke vollzogen. Hatte man sich für die Befestigung der ältesten Stadt vermutlich nur mit einem von Holzpallisaden geschützten Wall und dem vorliegenden Graben begnügt, hatte auch die Befestigung der Neustadt des 12. Jahrhunderts gegen Westen und Süden zunächst nur aus Holzmauern bestanden, und war endlich noch die etwas später hinzugekommene Cremoninsel nur mit einem befestigten Erdwall umgeben, so ging man im 13. Jahrhundert zu dem System der steinernen Stadtummauerung über. Adolf IV. hat in einer von der Alster bis zum Winsertor reichenden großen Befestigungsanlage eine steinerne Wehrmauer aufgeführt. Von außen wurde dieselbe ringsum durch einen Graben geschützt, über den fünf Zugänge am Alstertor, am Spitalertor, am Steintor, am Niederntor und am Winsertor in die Stadt führten. Noch im Laufe des 13. Jahrhunderts müssen dann aber auch die Befestigungen im Westen und Süden der Stadt in gleicher Weise in Steinwerk ausgeführt sein, und so hat das Stadtbild auch nach dieser Hinsicht in jener bedeutungsvollen Zeit die entscheidenden äußeren Merkmale erhalten, die die mittelalterliche Stadt weiterhin in ihrer Erscheinung charakterisiert haben.

Wenn wir nach alledem nun schließlich auch von dem privaten Wohnbau noch ein Wort sagen dürfen, so kann man fast mit Gewißheit behaupten, daß derselbe noch keine Gelegenheit genommen hat, durch besonders hervorragende Einzelwerke das Stadtbild an charakteristischen Stellen zu beeinflussen. Unzweifelhaft war er noch ganz an den Holzbau, d. h. an den Fachwerkbau gebunden. Die Fachwerkfüllungen bestanden überwiegend aus Flechtwerk mit

Lehmverputz. Die lateinischen Schriftquellen sprechen in solchen Fällen von einer domus glebea. Jedoch fanden sich auch schon Backstein-Ausmauerungen, und es darf angenommen werden, daß dabei die charakteristischen schmuckmäßigen Formen der Steinschichtungen, die mit ihrem bekanntesten Motiv des sogen. Donnerbesens sich heute noch rings um Hamburg an den ländlichen Bauten finden, und die auch an den alten städtischen Häusern noch hier und da vorhanden sind, bereits seit dem 13. Jahrhundert sich ausgebildet haben.

Diese Art der Häuser war natürlich trotz mancher entstehender Verschiedenheiten des Innern vortrefflich geeignet, dem Straßenbilde ein sehr einheitliches und durchaus bodenständiges Aussehen zu geben. Für das äußere Stadtbild aber kamen sie nur insofern in Betracht, als ihre spitzen Giebel in langen Reihen und in einer für die heutigen Begriffe sicherlich überraschenden Gleichförmigkeit die Stadtmauern überragten.

Langen Bestand haben die Bauten des 12. und 13. Jahrhunderts alle nicht gehabt. Die Schrecknisse der Feuersbrunst, die so viele mittelalterliche Städte in Deutschland heimgesucht haben, blieben auch Hamburg nicht erspart. Im Jahre 1284 kam ein großer Brand zum Ausbruch, der angeblich die ganze Stadt samt Klöstern und Kirchen verwüstet hat. So ist denn erst nach dieser Zeit die große Bautätigkeit durchgeführt, von deren Einzelwerken wir auch für das ausgehende Mittelalter bereits eine feste Vorstellung gelegentlich gewinnen können, und von der weiterhin noch die Rede sein wird.



2. Kapitel.

Die mittelalterliche Hansastadt.

Die Bedeutung, die dem 13. Jahrhundert in der Geschichte der hamburgischen Kultur zugemessen werden muß, kann kaum hoch genug gegriffen werden. Diese Zeit hatte die äußeren gesicherten Grundlagen für die weitere Entwicklung geschaffen. Die landesherrlichen Verhältnisse waren durch die Schlacht von Bornhöved geklärt. An dem gleichen Tage hatte das deutsche Volkstum rechts der Elbe einen dauernden Sieg über das Dänentum davongetragen, das nunmehr bis an die Eidergrenze zurückgedrängt wurde. Hamburg selbst hatte durch die zunächst nur hoheitliche und dann auch gemeinderechtliche Vereinigung von Altstadt und Neustadt die äußere Stoßkraft gewonnen, deren es zu weiterem Gedeihen bedurfte. Eine schnelle Entfaltung des inneren städtischen Lebens war die Folge.

Der äußeren Erweiterung der Stadt entsprechend war die Bevölkerungszahl in starker Zunahme begriffen, und der Zug nach dem Osten, der wie im 12. so auch noch im 13. Jahrhundert im deutschen Volke lebendig war, und dem die stille und doch gewaltige Friedensarbeit der Kolonisation des Ostens zu danken ist, er hat schon an den Ufern der Elbe zu einem raschen Aufschwunge Hamburgs beigetragen.

Der Neuregelung der politischen Verhältnisse schloß sich alsbald der innere Ausbau der städtischen Verwaltung an. Diese lag in den Händen des Rats, der sich aus den Reihen der Kaufleute selbst er-

gänzte, und an dessen Spitze zwei, später vier Bürgermeister standen. Die Bürger, soweit sie nicht Kaufleute waren, setzten sich überwiegend aus Handwerkern zusammen, die zu Ämtern zusammengeschlossen wurden und in diesen wieder bei allen wichtigen Dingen vom Rate abhängig waren. Der Rat hat also im 13. Jahrhundert die Verwaltung mit allen zugehörigen Rechten im wesentlichen an sich gebracht. Damit ist die erste große Periode in der Geschichte der Stadtverwaltung abgeschlossen, und es sind die verwaltungsrechtlichen Grundlagen geschaffen, auf denen sich die Verhältnisse der nächsten Jahrhunderte weiter entwickelt haben.

Auch in den landesherrlichen Beziehungen zu den Grafen von Holstein brachte das 13. Jahrhundert noch die entscheidende Wendung. Die vom gräflichen Vogt ausgeübte richterliche Gewalt wurde mehr und mehr eingeschränkt, besonders seitdem das Stadtrecht in der uns heute noch vorliegenden Gestalt zuerst 1270 aufgezeichnet war. Zwar ist das Vogtgericht erst 1392 völlig in den Besitz der Stadt übergegangen, aber das war nicht viel mehr als die äußere Bestätigung längst bestehender Verhältnisse, denn tatsächlich war die richterliche Gewalt schon am Ende des 13. Jahrhunderts in allen wesentlichen Stücken in den Händen des Rates. Da derselbe nun aber gleichzeitig auch noch die gesetzgebende Gewalt erlangte, indem er 1292 das Recht der Köre, d. h. das Recht, Verfügungen zu erlassen, für sich gewann, so darf man sagen, daß Hamburg im Grunde schon damals eine freie Stadt geworden ist.

Äußerlich freilich bestand die holsteinische Landeshoheit noch fort, und es hat noch sehr langer Mühen und Verwicklungen bedurft, um sie endgültig abzuschütteln. So hat denn die dreitürmige Burg, die schon im 13. Jahrhundert auf Siegeln und Münzen als das Wappen der Stadt Hamburg erscheint, noch bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts das holsteinische Nesselblatt als Beizeichen getragen, und auch dann sind noch über anderthalb Jahrhundert vergangen, ehe die Stadt endlich von allen fremden Hoheitsansprüchen frei geworden ist.

Neben dem äußeren Wachstum und neben der inneren Festigung steht nun endlich noch als drittes wichtigstes Ergebnis, welches das 13. Jahrhundert gezeitigt hat, ein starker Aufschwung und eine von seiten der Stadt zielbewußt durchgeführte Sicherung des Handels. Auch für die weitere mittelalterliche Handelsentwicklung sind damals schon wesentliche Grundlinien festgelegt.

Ein starker Wagenverkehr strömte aus dem Westen und dem Osten in der Stadt zusammen. Diese bildete den natürlichen Umschlagplatz. Der binnenländische Verkehr, der nach Lüneburg, Stendal, Magdeburg und Braunschweig führte, wurde ebenfalls durch Frachtwagen, daneben auch durch Flußschiffe vermittelt. Aber Hamburg blieb nicht allein auf den deutschen Handel angewiesen. Der überseeische Handel führte schon damals viele fremde Kaufleute in die Stadt, und umgekehrt zog der hamburgische Kaufmann über See, zunächst nur mit unbedeutendem Eigenhandel, dann aber mit zunehmender Ausdehnung der Ausfuhr=Artikel, von denen vor allem Holz, Getreide, Salz und Gewebe in Leinen und Wolle zu erwähnen sind. Auch der Bierexport, der später einen so breiten Raum einnahm, beginnt bereits im 13. Jahrhundert.

An überseeischen Handelsgebieten sind verschiedene Länder zu nennen. Im Westen war es England, wohin schon früh bedeutende Handelsverbindungen führten, und wo schon 1266 eine Hanse hamburgischer Kaufleute vorhanden war, daneben aber vor allem auch Flandern mit Brügge, von wo der hamburgische Kaufmann dann Tuch, Wein und orientalische Gewürze als Rückfracht mit heimbrachte.

Neben diesem westlichen Handel trat der nach dem Osten für Hamburg mehr zurück. Der lag fast ganz in den Händen der Lübecker. Wichtig dagegen war auch schon der Handel nach dem Norden. Nach Schoonen zog der Heringshandel wie so viele andere so auch die Hamburger Kaufleute, und ebenso wird auch Norwegen schon im 13. Jahrhundert wiederholt genannt.

Die Bedeutung all dieser Handelsbeziehungen hat man in Ham=

burg von vornherein sehr hoch eingeschätzt. So ist man schon damals stetig bemüht gewesen, der Handelsschiffahrt die nötigen Sicherheiten zu verschaffen. Für die Fahrt auf der Elbe hat man schon im 13. Jahrhundert entsprechende Verträge abgeschlossen, und wie bitter ernst man daran ging, den Schutz des seefahrenden Kaufmannes zu gewährleisten, das zeigt eine Nachricht, die uns aus dem Jahre 1270 von der Hinrichtung gefangener Elb-Seeräuber berichtet.

Zum Schutze der Seefahrt wurde auch 1286 an der Elbmündung auf der Insel O eine Feuerbake errichtet, die dann schon 1299 durch einen festen Turm ersetzt wurde. Es ist derselbe Turm, der nach einem Brande des Jahres 1380 in seiner jetzigen Gestalt wieder aufgebaut wurde, und der in dieser seiner neuen Form damals der Insel den noch heute gebräuchlichen Namen Neuwerk eingetragen hat.

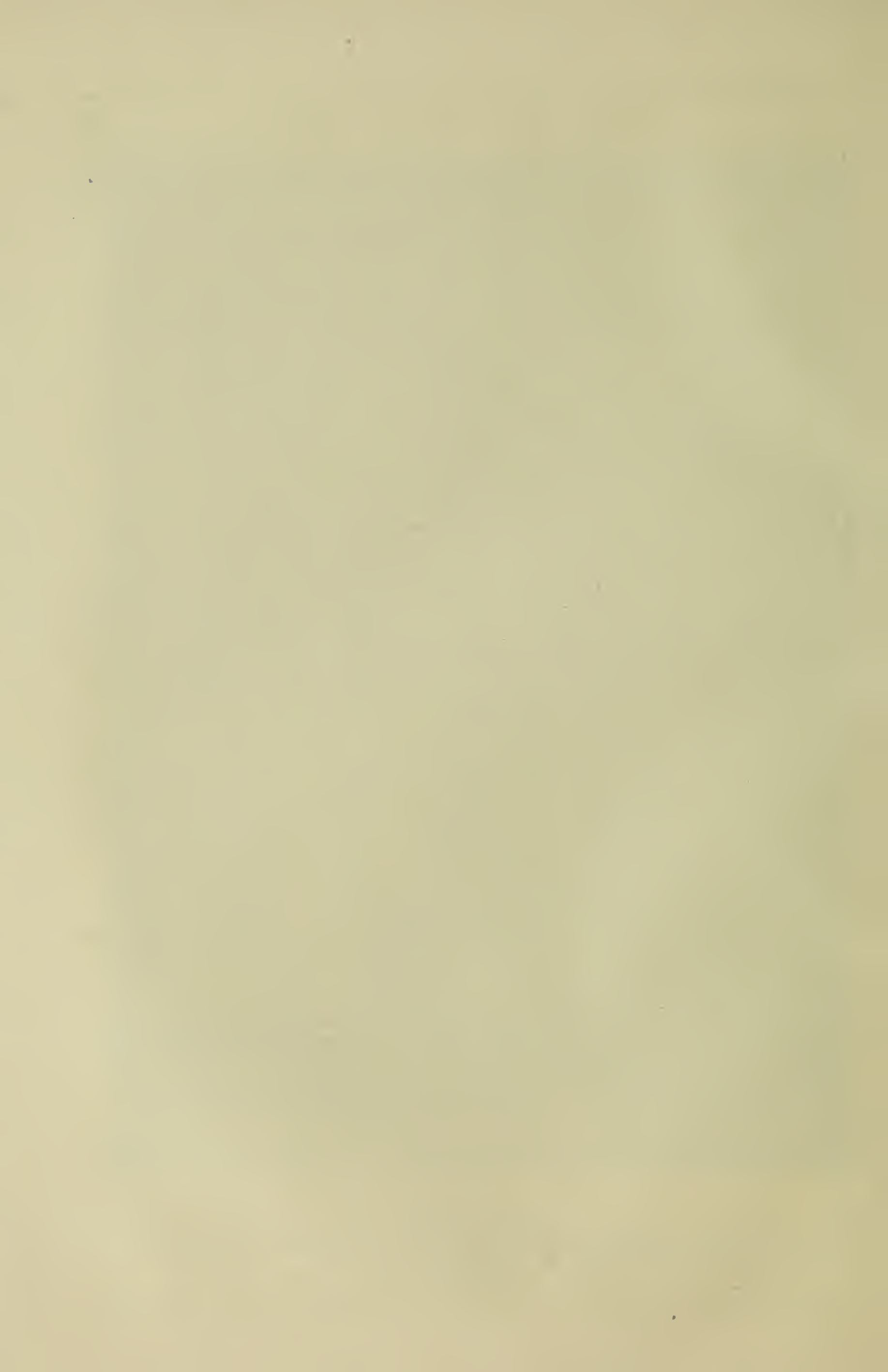
Aus allen diesen Einzelheiten ergibt sich nun für den aufmerksamen Beobachter vor allem das eine, daß das Bild des städtischen Lebens schon im 13. Jahrhundert beginnt, für unsere Erkenntnis feste Form und Farbe zu gewinnen.

Für diese erste Zeit des erstarkenden Bürgertums waren es jedoch vorläufig nur die materiellen Güter, von denen hier gesprochen werden konnte. Die geistige Kultur ist uns dagegen in ihren einzelnen Schattierungen noch weniger klar erkennbar. Als Ganzes genommen stand sie, soweit es sich um die höheren Schichten handelt, ganz unter kirchlichem Einfluß. Auch die wenigen Denkmäler weltlicher Bestimmung, die uns erhalten sind, zeigen das deutlich. Unter ihnen möchten wir vor allem zwei wichtige Handschriften hervorheben, die beide unzweifelhaft aus der Hand eines schreibkundigen Geistlichen hervorgegangen sind, und die durch ihren Bilderschmuck besonderes Interesse verdienen.

Das eine ist die kostbare Handschrift der sächsischen Weltchronik, die — bis zum Jahre 1260 fortgeführt — sich heute in der Stadtbibliothek zu Bremen befindet, und die mit vielen figurenreichen



Jüngstes Gericht.
Miniatur vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Titelbild zum Stadtrecht von angeblich 1292.
Im Besitz des Staatsarchivs.



Miniaturen geziert ist. Ihre Herkunft ist nicht ganz sicher. Gewiß ist aber, daß sie im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts von einem Mitgliede der reichen hamburgischen Familie von dem Berge dem Grafen Gert von Holstein geschenkt worden ist. Die Dedikations-Inschrift des ersten Blattes, die uns darüber berichtet, lautet folgendermaßen:

> Diz bovch ist eines heren
> Vovl wisheit ztucht vnd eren,
> Der ist greue Gert van holtseten genant.
> Daz heft im ein syn burghere gesant,
> De het iohan van dem berghe.
> Got geue en beiden herberghe
> In sinem hymelriche.
> Des biddet algheliche
> Vnde sprechet allen samen,
> De diz horen lesen: amen.

Die Dialektmischung dieser Verse hat zu Bedenken Anlaß gegeben, und auch sonst ist der Ursprung der Handschrift für zweifelhaft erklärt. Allein da durch jene Schenkung sicher bezeugt wird, daß das Buch sich zeitweilig in hamburgischem Besitz befunden hat, und da man auch aus einem Bilde, auf dem eine Anzahl von Schiffen auf dem Meere dargestellt ist, und aus der Genauigkeit, mit der diese Schiffsbilder ausgeführt sind, schließen muß, daß die Miniaturen von einem Maler gefertigt sind, der eine persönliche genaue Vorstellung von dem Bau von Schiffen besaß, so hat man doch wohl guten Grund, auch die Entstehung des kostbaren Buches nach Hamburg zu verlegen.

Das zweite wichtige Stück, das hier genannt werden muß, ist eine im hamburgischen Staatsarchiv aufbewahrte Handschrift des Stadtrechts. Es handelt sich dabei nicht um das Stadtrecht in der älteren Fassung von 1270. Diese ist leider nur in späteren Handschriften erhalten. Wir haben es vielmehr mit dem Stadtrecht von angeblich 1292 zu tun, das in einer gleichzeitigen mit schönen farbigen Initialen geschmückten Pergament-Handschrift aufgezeichnet wurde. Eine große Titel-Miniatur, vielleicht schon dem Anfange

des 14. Jahrhunderts angehörend, eröffnet das Buch. In derselben wird in vielfach ganz selbständiger Weise das Jüngste Gericht dargestellt, ein Gegenstand, der sich in mittelalterlichen Rechtshandschriften und Gerichtssälen so oft abgebildet fand. Die Sicherheit, mit der das Bild gezeichnet ist, die Schlankheit der Figuren und die Leichtigkeit des Kolorits geben diesem sicher beglaubigten hamburgischen Kunstwerk seinen selbständigen Charakter. Es wird daher für die weitere Erforschung der Geschichte der niederdeutschen Miniaturmalerei voraussichtlich noch eine starke Bedeutung gewinnen.

Die wenigen vor dem 14. Jahrhundert entstandenen Denkmäler, die sich sonst noch bis heute erhalten haben, sind sämtlich für kirchlichen Zweck geschaffen. Von ihnen soll daher erst später im Zusammenhange mit den übrigen mittelalterlichen Hinterlassenschaften der hamburgischen Kirchen und Klöster die Rede sein.

Von der politischen Stellung Hamburgs seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist schon erwähnt, daß dieselbe zwar noch immer durch die landesherrlichen Rechte der Grafen von Holstein stark beeinflußt war, daß aber von vornherein das konsequent beibehaltene Bestreben zutage tritt, sich von diesem Einfluß zu lösen. So liegt das entscheidende Moment für Hamburgs äußere Geschichte im späten Mittelalter auf einer anderen Seite, es beruht in der Stellung zur Hansa, in der Bündnistreue zu ihren Gliedern, in der Gegnerschaft zu ihren Feinden.

In den auswärtigen Kaufmanns-Genossenschaften, die zuerst unter dem Namen der „Hansen" begegnen, sind die Hamburger von Anfang an vertreten gewesen. Schon 1266 traten sie, wie erwähnt, in England zu einer Vereinigung zusammen, die dann etwa 20 Jahre später mit den Genossenschaften der Kölner und Lübecker zu einer einzigen verschmolz.

Aus diesen Hansen der Kaufleute erwächst allmählich die Hanse der Städte. Dieselbe hat freilich erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts festere Formen angenommen, aber schon vorher

begegnen uns allerhand Einzelverträge zwischen den Städten, die die große Entwicklung vorbereiten. So hatten schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts Hamburg und Lübeck verschiedene Übereinkünfte geschlossen, die im Interesse des Handels vor allem zweierlei — einerseits die Sicherung des Handelsweges zwischen beiden Städten und andererseits geordnete Geldverhältnisse — anstrebten, und die dann schon im Jahre 1255 zu einem Schutz- und Trutzbündnis und zu einem festen Münzvertrag geführt haben.

Seit jener frühen Zeit ist das Verhältnis zu Lübeck für Hamburgs Stellung innerhalb der Hanse vor allen anderen Rücksichten entscheidend geblieben. Lübeck hatte unter den wendischen und sächsischen Städten von vornherein die führende Rolle gehabt. Zum Vorort der ganzen Hanse aber konnte es erst werden, als es am Ende des 13. Jahrhunderts Wisby überflügelt hatte, und als ihm auch die Zurückdrängung Schleswigs dadurch gelang, daß es den Weg zur Nordsee fand.

Dieser Nordseehafen für Lübeck war eben Hamburg. Nur durch Hamburgs Vermittlung konnte Lübeck der Umschlagplatz zwischen West- und Ost-Europa werden, zu dem es sich dann so machtvoll entwickelt hat. Daraus ergibt sich die große Wichtigkeit, die Hamburg für Lübeck besaß. Diese aber führte unmittelbar zu einer starken Interessengemeinschaft beider Städte, der sie gegenseitig fast stets gefolgt sind. Und so hat Hamburg, wenn nicht immer unmittelbar, so doch meist mittelbar durch Lübeck, auch auf die Geschichte der Hansa einen starken Einfluß ausgeübt.

An den politischen Unternehmungen der Hansa hat Hamburg, je nachdem seine Interessen berührt wurden, mit mehr oder minder großer Kraft sich beteiligt. Die lockere Organisation des Bundes, dessen Mitgliederzahl ja nicht einmal immer feststand, gestattete solche Selbständigkeit. So hat Hamburg in den Kriegen gegen Waldemar IV. Atterdag von Dänemark nur an dem ersten mißglückten Feldzuge der Jahre 1361 und 1362 teilgenommen, für dessen unglücklichen Ausgang der Lübecker Bürgermeister Johann

Wittenborg mit seinem Kopfe büßen mußte. An dem zweiten Kriege gegen Waldemar aber, der 1367 von der Kölner Konföderation beschlossen wurde, und der 1370 mit glänzendem Erfolge im Frieden von Stralsund endete, hat Hamburg ebenso wie Bremen sich nicht aktiv beteiligt. Nur zu der Aufbringung der Kosten durch den Pfundzoll, eine von Schiff und Waren erhobene Steuer, die nach der Pfundwährung berechnet wurde, hat die Stadt beigetragen. Das Pfundzollbuch des Jahres 1369, das sich erhalten hat, wird als wichtige Quelle für die Handelsgeschichte der Zeit, später noch zu besprechen sein.

Nach dem Stralsunder Frieden ergaben sich für die Hansa neue ernste Verwickelungen, als es Waldemars Tochter Margareta, der Gemahlin des Königs Hakon von Norwegen, gelang, die drei Reiche Norwegen, Schweden und Dänemark in ihre Hand zu bringen, eine Vereinigung, die durch die sogen. Kalmarische Union 1397 dauernd festgelegt wurde. Ein abermaliger Zusammenstoß mit der Hansa schien unvermeidlich. Er bereitete sich vor, als Margaretas Nachfolger, Erich der Pommer, den Grafen von Holstein in dem Besitz des Herzogtums Schleswig bedrohte, das ihm seit 1386 erblich zugefallen war.

Um die dänische Macht nicht zu stark anwachsen zu lassen, kam damals Hamburg, zunächst allein, dem Grafen Heinrich III. zu Hilfe. Dann folgten die übrigen wendischen Städte nach. Der Krieg, den sie gemeinsam mit Heinrich IV. an Dänemark erklärten, hatte aber in seinen ersten Teilen einen ungünstigen Verlauf. Die Belagerung von Flensburg nahm 1427 ein unglückliches Ende, und der hamburgische Ratsherr Johann Kletze, dem man die Schuld an dieser Niederlage zuschrieb, weil er gegen den Befehl des Grafen sich zu einem verfrühten Überfall hatte hinreißen lassen, wurde darum nach seiner Heimkehr angeklagt und auf offenem Markte enthauptet.

Erst ein neuer stärkerer Vorstoß der Hansa führte zum Erfolg. Zwar gelang es ihr nicht, Kopenhagen durch die Belagerung zu Fall

zu bringen. Aber 1435 mußte König Erich doch einen für die Städte und für die holsteinischen Grafen günstigen Frieden schließen. —

In all diesen kriegerischen Verwicklungen trat Hamburgs wehrhafte Kraft neben der der übrigen Städte so klar hervor, daß es keinesfalls überraschen kann, wenn wir auch in dieser Zeit immer aufs Neue den Versuchen der Stadt begegnen, die holsteinische Landeshoheit mehr und mehr abzuschütteln. Besonders stark hat sie sich zu diesem Ziele einmal öffentlich bekannt, als sie 1375, ermutigt durch die Erfolge des Stralsunder Friedens, versuchte, vom Kaiser Karl IV. mit einem Schlage die Aufhebung der holsteinischen Hoheitsrechte zu erreichen. Als das mißlang, ging man dennoch auf dem eingeschlagenen Wege schrittweise vorwärts. 1392 brachte der Rat die gräfliche Gerichtsbarkeit, obwohl sie, wie erwähnt, kaum mehr eine erhebliche Bedeutung hatte, durch Verpfändung an sich, und als er 1417 dem Grafen Heinrich III. Hilfe zusagte, da ließ er sich von jenem ausdrücklich bestätigen, daß die Hilfeleistung freiwillig sei, und daß die Freiheiten und Gerechtsame der Stadt dadurch nicht berührt würden.

Trotz alledem aber blieb die Frage der Landeshoheit auch weiter in der Schwebe. Sie verschob sich sogar zu Hamburgs Ungunsten, als nach des letzten Schauenburgers, Adolfs VIII., Tode 1459 Schleswig und Holstein an den dänischen König Christian von Oldenburg fielen. Seitdem hat der Däne Jahrhunderte lang mit größerem Eifer und mit stärkerem Nachdruck auf seinen landesherrlichen Rechten bestanden, als es seine Schauenburgischen Vorgänger seit den Tagen Adolfs IV. je getan hatten. —

Die Stadtverfassung blieb in der ganzen Zeit des ausgehenden Mittelalters im wesentlichen so geordnet, daß die Schicksale der Stadt in den Händen des Rates lagen. Nur in wichtigen Fällen ließ er sich bereits die Zustimmung der Bürgerschaft durch die Kirchengeschworenen und die Vertreter der „Ämter", wie man hier die Zünfte bezeichnete, aussprechen. Auch die Handwerker-Unruhen

des 14. Jahrhunderts, die 1375 zu einer neuen Festsetzung der Zunftrollen geführt hatten, endeten im allgemeinen mit einem Siege des Rates. Dennoch macht sich ein starkes Vordrängen des Bürgertums weiter bemerklich. Das 15. Jahrhundert bringt eine Reihe neuer Aufstände, und in den „Rezessen", den zwischen Rat und Bürgerschaft geschlossenen Verträgen, die ihnen folgen, gewinnt das Bürgertum schon eine Anzahl von Zugeständnissen, die die weitere Entwicklung der städtischen Verfassung vorbereiten. Aber das alles ist eben doch nur Vorbereitung. Vorläufig bleiben während des ausgehenden Mittelalters die entscheidenden Gewalten in den Händen des Rates, und so haben wir bis in die Reformationszeit mit einer reinen Ratsverwaltung zu rechnen.

Der Rat hat nun von der großen Macht, die er besaß, im Interesse der Stadt mit starker Hand Gebrauch gemacht. Das bezeugen nicht nur die großen Kriegsunternehmungen, an denen Hamburg beteiligt war, und von denen schon die Rede gewesen ist. Die Stadt hat sich auch sonst wiederholt wehrhaft und schlagfertig erwiesen. Zur Sicherung des Handels und der Handelsstraßen hat sie zu Wasser und zu Land den Kampf mit allen Friedebrechern entschlossen aufgenommen und erfolgreich durchgeführt.

Die Kämpfe gegen die Seeräuber, die uns schon aus dem 13. Jahrhundert berichtet waren, nahmen in der Folgezeit einen sehr großen Umfang an, da die Macht und die Frechheit der Vitalienbrüder, besonders infolge der nordischen Kriegswirren, zusehends wuchs. Nun wurde ihre Kraft zwar in der Ostsee durch den Deutschritterorden gebrochen, aber in der Nordsee fanden sie auf Helgoland und an der friesischen Küste feste Stützpunkte für ihr Unwesen. Wenn sie auch hier allmählich unschädlich gemacht wurden, so ist das hauptsächlich Hamburgs Verdienst, und so sehr sind diese Kämpfe von dem Willen und der Teilnahme der ganzen Bevölkerung getragen gewesen, daß ihr Gedächtnis noch heute in den Geschichten und Sagen des Volkes fortlebt.

Bekannt ist, daß eine hamburgische Flotte in den Jahren 1400

und 1401 unter Führung der Ratsherren Nikolaus Schocke, Herm. Lange und Heinr. Jenevelt auszog gegen Klaus Störtebeker, Wichmann und Godeke Michael, und daß diese in heißen Kämpfen mit vielen Spießgesellen gefangen wurden, um dann auf dem Grasbrook vor Hamburg einen Kopf kürzer gemacht zu werden. An diesen Kämpfen war auch Simon von Utrecht beteiligt, wenn auch noch nicht an so entscheidender Stelle, als die Sage ihm nachrühmt. Er hat aber später, zum Ratsherrn und dann zum Bürgermeister erwählt, in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts die Seeräuberkriege zu Ende führen helfen, ein Erfolg, der nur durch die gleichzeitige Unterdrückung des friesischen Adels erreicht werden konnte, an dem die Seeräuber ihren offenen und mehr noch ihren versteckten Rückhalt fanden.

Dieser Eingriff aber in die friesischen Verhältnisse, zu dem Hamburg durch die Seeräuberkriege gezwungen wurde, führte im Jahre 1433 zu einem sehr bemerkenswerten Ereignis. Damals wurden Stadt und Schloß Emden von den Hamburgern eingenommen, und sechzig Jahre ist die Stadt in diesem Abhängigkeitsverhältnis geblieben. Erst im Jahre 1493 ist jener merkwürdige Zustand wieder aufgehoben worden, indem Emden für 10 000 Mark lübsch an Ulrich von Norden verkauft wurde.

Wenn nun auch die Kämpfe gegen die Seeräuber schon zu Simon von Utrechts Zeiten in ihren schwierigsten und gefahrvollsten Teilen durchgefochten sind, so ist doch fast das ganze 15. Jahrhundert mit ihnen angefüllt, und sie ziehen sich noch bis ins 16. Jahrhundert fort. Daß sie bis zum endlichen vollen Erfolg durchgeführt wurden, und daß damit dem Piratentum in der Nordsee wirklich ein Ende gemacht werden konnte, das ist eines der größten Verdienste, die sich die Stadt Hamburg um die ältere deutsche Seegeschichte erworben hat.

Wie gewaltig die Aufwendungen sind, die die Stadt zu diesem Endziel auf sich genommen hat, das erkennt man schon im Jahre 1433 aus den Worten, mit denen damals Lübeck seinen Antrag

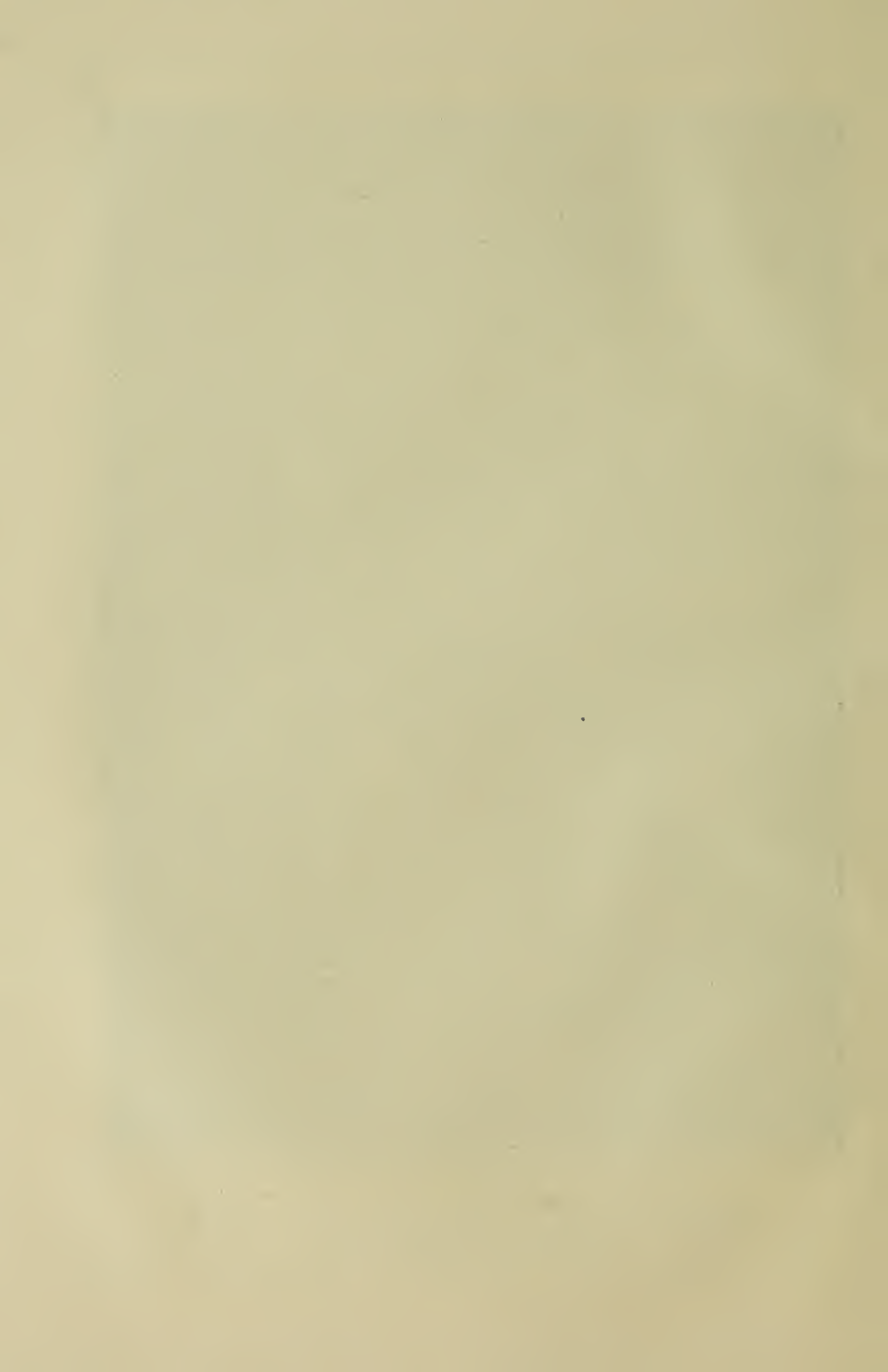
auf Unterstützung Hamburgs durch die Hansastädte begründete. In jenem Antrage heißt es von den Seeräuberkriegen: „Dat heft unsen vrunden von Hamborg, boven grote moye, arbeyd unde vorlust erer lude grot gheld unde gud gekostet, unde kostet noch hutes dages grot gud, darmede sik de van Hamborg in grote last, borg unde schulde gesettet hebben, vormyddest deme ere gude stat in ewich vorderff komen moste."

„Grote moye unde arbeyd" hatte Hamburg aber nicht allein mit den Seeräubern, sondern ebenso auch mit den Wegelagerern und Raubrittern, die die Handelsstraßen unsicher machten. Auch ihnen mußte in andauernden Kämpfen das Handwerk gelegt werden, und auch aus diesen Unternehmungen sind ein paar entscheidende Ereignisse hier zu nennen. Im Jahre 1420 gelang es der Stadt, im Bunde mit Lübeck die Bürgen Bergedorf und Riepenburg zu stürmen. Unter der Führung der Bürgermeister Jordan Pleskow und Hinrich Hoyer — desselben, der 7 Jahre später nach der unglücklichen Belagerung von Flensburg als Führer der hamburgischen Flotte in dänische Gefangenschaft geriet — setzten sie sich in den Besitz der Burgen. So erreichten sie, daß Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg im Perleberger Frieden von 1420 Bergedorf und Riepenburg mit den zugehörigen Ländereien, den Vierlanden und Geesthacht, an Hamburg und Lübeck abtrat, die diesen neuen Besitz dann bis 1867 in gemeinsamer, „beiderstädtischer" Verwaltung behalten haben.

Ein zweiter ähnlicher großer Erfolg war schon 20 Jahre früher am äußersten linken Elbufer errungen worden. Dort war am Ende des 14. Jahrhunderts das Schloß Ritzebüttel mit seinen Dorfschaften den unruhigen Herren v. Lappe abgenommen und ihr Besitz für Hamburg noch außerdem durch eine Kaufsumme gesichert. Dadurch, daß jener Kauf im Jahre 1400 von dem Herzog von Sachsen-Lauenburg bestätigt wurde, und daß außerdem noch gleichzeitig der schon früher erwähnte Neubau des Turmes von Neuwerk ausgeführt wurde, gewann Hamburg einen festen Stützpunkt an der



Elfenbein-Relief vom Umschlag einer Evangelienhandschrift.
Geschenk des 1110 erschlagenen Grafen Gottfried an die Domkirche.
Im Besitz der Stadtbibliothek.



Elbmündung, dessen Wert für die Stadt von außerordentlicher Bedeutung war. Er hat sich schon bald in den Seeräuber-Kriegen sehr wertvoll erwiesen, und er hat auch weiterhin den sichern Handelsweg auf der Elbe zum guten Teile gewährleistet.

Mit diesen und einigen sonstigen Landerwerbungen war Hamburg schon am Ausgange des Mittelalters in den Besitz eines Landgebietes gekommen, das annähernd die gleiche Ausdehnung wie heute besaß. Es ist das vielleicht der stärkste äußere Beweis für den Aufschwung, den die Stadt im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts an Macht und Ansehen genommen hatte. Es zeigt zugleich die starke Festigung der Grundlagen alles städtischen Lebens, und es macht vor allem begreiflich, daß in diesen vielfach gesteigerten Verhältnissen nun auch die materielle und geistige Kultur des spätmittelalterlichen Hamburg sich weiter entwickeln und in mancher Beziehung sogar schon zu hoher Blüte entfalten konnte.

Für die Geschichte des hamburgischen Handels im ausgehenden Mittelalter gibt es kaum eine Quelle, die das früher schon genannte Pfundzollbuch von 1369 an Bedeutung überragte. Dasselbe gibt, wie man mit ziemlicher Gewißheit sagen kann, einen Überblick über die gesamte Seeausfuhr, die im Laufe des Jahres 1369 aus Hamburg stattgefunden hat, und es gestattet damit ein so sicheres und bis in die Einzelheiten gehendes Urteil über Handel und Handelsbeziehungen, wie es sonst in jener Zeit sehr selten ist.

Der Gesamteindruck ist noch nicht gerade überwältigend, wenn man freilich auch in Erwägung ziehen muß, daß es sich um ein Kriegsjahr handelt. Unter den Schiffen treten zwar schon solche bis zu drei Masten auf, aber es überwiegen bei weitem noch die kleinen Fahrzeuge, die nur zur Küstenfahrt brauchbar waren und keine Fahrt auf die offene See wagen durften. Auch die Zahl der Kaufleute ist noch gering. Unter ihnen begegnen uns von Binnenländern besonders Braunschweiger, dann Lüneburger und Salzwedeler. Im übrigen besteht die Hauptmasse aus Hamburgern und Lübeckern.

Schließlich aber ist wie die Zahl der Kaufleute so auch die Mannigfaltigkeit der ausgeführten Waren noch eine beschränkte. Unter ihnen befindet sich in beträchtlichem Umfange Getreide, daneben Heringe, Schweine und Schweinefleisch, Butter, etwas Hopfen und Malz, Honig und Nüsse. Die weitaus bedeutendste Ausfuhr-Ware aber ist das Bier, das vor allem nach Holland und Friesland versandt wurde. Es steht so sehr an erster Stelle, daß der Wert des ausgeführten Bieres denjenigen aller anderen ausgeführten Waren zusammengenommen übertrifft.

Man erkennt aus diesen Angaben des Pfundzollbuches besonders klar, was auch aus anderen Quellen ersichtlich ist, daß Hamburgs Wohlstand im späteren Mittelalter neben dem Getreidehandel vor allem auf der Bierbrauerei beruhte. In dieser ganzen Zeit war die Brauerei das wichtigste Gewerbe der Stadt, ebenso wie schon im 14. Jahrhundert die mit der Herstellung von Fässern und Bottichen beschäftigten Böttcher das größte Handwerkeramt bildeten. Mit Recht ist Hamburg damals „das Brauhaus der Hansa" genannt worden. Sein Bier war an der ganzen Nordsee ohne Konkurrenz, und von den 100 000 Tonnen, das sind etwa 250 000 Hektoliter, die es im 15. Jahrhundert jährlich braute, ging etwa die Hälfte allein nach den Niederlanden.

Der hamburgische Überseehandel spielte sich im allgemeinen in der Weise ab, daß die Großkaufleute, die nach dem gleichen Lande ihren Handel trieben, um der vermehrten Sicherheit willen sich zum Zwecke gemeinsamer Seefahrt zu Gesellschaften zusammenschlossen. So finden sich schon im Mittelalter die Vereinigungen der Englandfahrer, der Flandernfahrer und der Schonenfahrer, die man unter dem Namen des „gemeinen Kaufmann" zusammenfaßte. Zuletzt kamen noch die Bergenfahrer und endlich die Islandfahrer hinzu. Von den letzteren befindet sich der schöne in Silber geschnittene Siegelstock aus dem Ende des 15. Jahrhunderts im Besitz des Museums für Kunst und Gewerbe. Er legt noch heute ein lebendiges Zeugnis dafür ab, daß auch die hamburgischen Islandfahrer von

der Vermittlung Bergens, die die nordischen Könige ebenso wie die Mehrzahl der Hansestädte aufrecht zu erhalten wünschten, sich frei gemacht und eine eigene Gesellschaft gebildet haben.

Rechnet man zu diesen großen Gruppen der Handelsherren nun schließlich noch die Gewandschneider und die nur auf den Kleinhandel beschränkten Krämer hinzu, so ist damit der Kreis der Kaufleute, so wie er sich uns in Hamburg am Ausgange des Mittelalters darstellt, in seinen wichtigsten Teilen umschrieben. Allerdings sind es nur die einheimischen Kaufleute, an die dabei zu denken ist, denn daneben stehen in erheblicher Zahl die auswärtigen.

Diese Fremden hatten freilich zunächst lange Zeit mit wenig günstigen Verhältnissen zu rechnen, denn die Handelspolitik der Zeit ging mit Bewußtsein auf eine möglichst große Erschwerung des Fremdenverkehrs hinaus. Man suchte dieselbe dadurch zu erreichen, daß man den Fremden, den sogenannten „Gästen", durchweg verbot, Detailhandel zu treiben, und daß man ihnen auch den Großhandel nur unter der Bedingung gestattete, daß sie diesen Handel erst dann mit anderen Gästen treiben durften, wenn sie ihre Waren vorher eine bestimmte Zeit lang allein für die einheimischen Kaufleute zu Markt gebracht hätten.

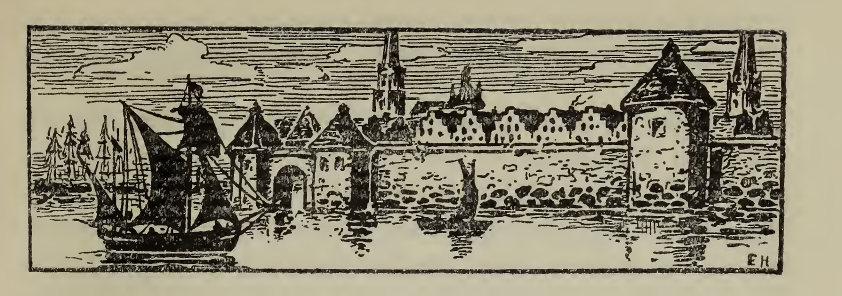
Erst im Laufe des 15. Jahrhunderts ist das mittelalterliche System der rücksichtslosen Stärkung des Properhandels allmählich durch die Praxis durchlöchert. Es ist vielleicht nicht unnötig, ausdrücklich hervorzuheben, daß Hamburg sich mit ihm durchaus desselben Mittels bedient hat, mit dem auch die übrigen Hansestädte sich ihre Handelsstellung lange Zeit, und zwar mit Erfolg zu sichern suchten.

Immerhin aber war dieses Mittel doch nur in verhältnismäßig beschränkten Verhältnissen und bei einem nach unseren Begriffen wenig lebhaften Verkehr anwendbar. So erkennen wir auch in dieser Beziehung, daß das Hamburg des ausgehenden Mittelalters für das damals lebende Geschlecht wohl die künftige große Entwicklung noch in keiner Weise ahnen ließ, und daß alle Erscheinungen seiner

materiellen Kultur gegenüber den heutigen Verhältnissen noch mit recht kleinen Maßstäben gemessen werden müssen.

Man würde aber ein ganz falsches Bild gewinnen, wenn man sich verleiten ließe, jene fast ein halbes Jahrtausend zurückliegenden Formen des städtischen Lebens mit den jetzigen unendlich gesteigerten Lebensbedingungen überhaupt in Vergleich zu stellen. Erst im Zusammenhange mit den übrigen Machtfaktoren jener, uns vielfach doch so fremden Zeit gewinnt die Kultur des spätmittelalterlichen Hamburg ihre rechte Bedeutung, und innerhalb dieses natürlichen Rahmens erscheint sie nicht nur als eine gestalten- und farbenreiche Entfaltung älterer Keime, sondern sie läßt auch für das historisch geschulte Auge die Ansätze zu weiteren Entwicklungen auf mehr als einem Gebiete bereits deutlich erkennen.





3. Kapitel.

Die mittelalterlichen Arbeiten der Kunst und des Kunstgewerbes.

Zu dem Bilde des Werdens und Wachsens der mittelalterlichen Stadt und ihrer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, deren Schilderung wir versucht haben, fügt sich als willkommene Ergänzung die Anschauung von ihrer äußeren Erscheinung und die Kenntnis der Reste, die davon auf uns gekommen sind.

Von den Werken der Kunst, mit denen die mittelalterliche Stadtkultur Hamburgs sich schmückte, haben sich originale Stücke und schriftliche Nachrichten zahlreich genug erhalten, um uns von der Schaffenskraft und der Leistungsfähigkeit der Stadt und ihrer Kunsthandwerker eine hohe Meinung gewinnen zu lassen. Es ist daher eine Lust, von diesen Arbeiten hier in geschlossenem Zusammenhange sprechen zu dürfen.

Die Denkmäler der Baukunst bilden dabei für die früheren Zeiten zunächst noch die kleinste Gruppe. Vom mittelalterlichen Wohnbau ist uns nichts erhalten. Was wir von ihm wissen, das wird vielfach erst durch den Vergleich mit den späteren Formen gesichert. Von ihm soll daher erst im nächsten Abschnitt näher die Rede sein.

Auch von der mittelalterlichen Stadtbefestigung ist heute kaum ein Stein mehr geblieben. Wir wissen aber, daß sie im 14. Jahrhundert auf den bereits besprochenen Grundlagen der voraufgehenden Zeit weiter ausgebaut ist. Schon 1314/15 liegen Nachrichten

über vermehrte Befestigungsarbeiten an der Alster vor, während 1383 der Winserturm — die später sogenannte Roggenkiste — nebst den benachbarten Teilen der Stadtmauer neu erbaut wurde. Ähnliche Bauten in der Gegend der Wiedenburg kamen gegen Ende des 14. Jahrhunderts hinzu, nachdem schon in den siebziger Jahren die Mauerstrecke nach der Alster durch je einen neuen Turm an den Raboisen und an der Alster und durch Herrichtung der Stadtmauer selbst verstärkt war.

Alle diese Festungswerke, die technisch und materiell genommen eine große Leistung der Stadt darstellten, sind späteren Änderungen wieder zum Opfer gefallen. Als schwache Spuren sind von ihnen nur die Linienführungen einzelner Straßenzüge erhalten, sowie die Namen der Straßen, die zum Teil auf jene alten Verhältnisse zurückweisen.

Etwas besser als mit den Festungsbauten steht es, was die Erhaltung betrifft, mit den kirchlichen Denkmälern jener Zeit, und jedenfalls steht es besser mit unserer unmittelbaren Anschauung von ihnen, da in dieser Hinsicht manche Lücken durch bildmäßige Quellen ergänzt werden.

Von den mittelalterlichen Kirchenbauten, von denen wie erwähnt bereits zwischen den Jahren 1195 und 1265 alle vier alten Hauptkirchen zu der Domkirche hinzugekommen waren, kennen wir die Formen freilich ebensowenig wie die des älteren Dombaues. Sie alle sind in dem großen Stadtbrande am Ende des 13. Jahrhunderts offenbar zum großen Teile stark beschädigt oder ganz zugrunde gegangen. Dann aber gewinnen wir größere Klarheit, und wir sehen, wie nach jenem Brande und im Verlaufe des 14. Jahrhunderts die entscheidende kirchliche Bautätigkeit des Mittelalters sich vollzieht.

An dem Dom, der Marienkirche, und dem zugehörigen Kloster, die den Platz des heutigen Johanneums einnahmen, war im Laufe des 13. Jahrhunderts viel gebaut. Die Kirche selbst war baufällig geworden, und so werden seit dem Jahre 1259 umfassende Bau-

arbeiten an ihr erwähnt. Wieviel ihr der Brand geschadet hat, ist ungewiß. Tatsächlich laufen die Arbeiten, auch für die Innenausstattung, nachher noch weiter fort, und es ist wahrscheinlich, daß die Kirche damals zwei neue Seitenschiffe erhalten hat, die den von einem Lettner abgeschlossenen Innenraum in der für die Folgezeit charakteristischen Weise zu einem fünfschiffigen ausgestalteten. Im Jahre 1329 konnte die Kirche wieder neu geweiht werden. Der Turm wird schon etwas vorher genannt, aber erst viel später, im Jahre 1434, wurde er zu der Form ausgestaltet, die mit dem oberen Umgang und den vier Ecktürmchen am Dach das Bild der Kirche für mehr als drei Jahrhunderte entscheidend beeinflußt hat.

Die St. Petrikirche wurde im 14. Jahrhundert ebenfalls erheblich erweitert und ausgebaut, wobei vielleicht ältere Teile schon des 12. Jahrhunderts benützt wurden. 1327 wurde sie neu geweiht und 1370 durch ein viertes Schiff an der Südseite vergrößert. Der Turm wurde 1342 begonnen und 1383 fertiggestellt, in demselben Jahre, in dem auch Meister Bertram den später näher zu besprechenden Hochaltar der Kirche lieferte.

Die Nikolaikirche, die anstelle der alten gleichnamigen Kapelle als dreischiffiger Bau entstanden war, gehörte dem 13. Jahrhundert an. Der später errichtete Turm war früh baufällig geworden und mußte in den Jahren 1384 bis 1443 durch einen neuen Turm ersetzt werden.

Auch die Baugeschichten der übrigen Kirchen gleichen denen der vorgenannten in den großen Zügen sehr stark. St. Katharinen wird zuerst in den Jahren von 1251 bis 1256 genannt und ist dann wohl gleich in der jetzigen Größe angelegt. Es müssen aber verschiedene Bauperioden der Kirche angenommen werden, da noch im 15. Jahrhundert wiederholt größere Bauarbeiten bezeugt sind. Der 1359 zuerst erwähnte Turm ist wie in allen anderen Fällen wohl ebenfalls erst später hinzugekommen. Ein Bild besitzen wir von ihm aus dieser Zeit noch nicht.

Die jüngste der vier alten Hauptkirchen ist die von St. Jakobi.

Sie wird seit 1255 erwähnt und war ursprünglich dreischiffig. Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde noch ein viertes Schiff an der Südseite angebaut, zu einer Zeit, wo der Turm, über dessen Erbauung feste Angaben fehlen, vermutlich bereits fertiggestellt war.

Von den Nebenkirchen des mittelalterlichen Hamburg ist zunächst die des Hospitals zum Hl. Geist zu nennen. Das am oberen Ende des Rödingsmarktes gelegene Hospital wird schon 1246 erwähnt. Es ist wahrscheinlich, daß es vierzig Jahre später dem Stadtbrande mit zum Opfer gefallen ist. Jedenfalls ist die Kirche bald darauf, um die Jahrhundertwende neu errichtet und dann erst im Laufe des 14. Jahrhunderts weiter ausgebaut zu der Form, in der sie bis in das 19. Jahrhundert bestanden hat.

Die St. Gertruden-Kapelle war die jüngste mittelalterliche Kirche der Stadt. Sie war 1391 als Friedhofskapelle gebaut, ursprünglich nur als ein Achteck mit einem spitzen schlanken Dachreiter. Später ist sie dann durch einen östlichen Chor und durch seitliche Anbauten zu der zierlichen und interessanten Gestalt erweitert, in der sie erst dem Brande von 1842 zum Opfer gefallen ist. Mit ihrer Erwähnung aber haben wir die Zahl der mittelalterlichen Pfarrkirchen der Stadt zum Abschluß gebracht.

An Klöstern waren in Hamburg drei an der Zahl entstanden, die alle dem 13. Jahrhundert angehörten. Davon lagen in der Stadt selbst nur zwei, das Franziskanerkloster von Marien-Magdalenen, das wie erwähnt von Adolf IV. kurz nach 1227 erbaut war, und das fast gleichaltrige Johannis-Kloster, in dem 1235 die Dominikaner ihren Einzug hielten. Zu dem letzteren wurde die Kirche als dreischiffiges, auf schlanken Säulen ruhendes Langhaus mit hohen Seitenschiffen im 15. Jahrhundert neu gebaut. 1480 wurde ein nicht sehr großer Dachreiter aufgesetzt, der das Bild der Kirche besonders von der etwas freieren Seite von der kleinen Alster aus gesehen, in feiner aber doch eindrucksvoller Weise bestimmte. Bemerkenswert und für die größere Zahl der Bevölkerung besonders



Kreuzigungsgruppe des Hochaltars von St. Petri, sogen. „Grabower Altar".

Arbeit des Meister Bertram um 1380. Im Besitz der Kunsthalle.



in die Augen springend war die Ausbildung der einen Giebelseite, die nicht im rechten Winkel gegen den First stand, sondern in beträchtlicher Schräge gegen ihn verschoben und dadurch auch zu einer größeren Breite entwickelt war. Sie ist es gewesen, die infolge ihrer auffallenden Ausbildung der anliegenden Straße den Namen „Hinter dem breiten Giebel" verschafft hat.

Das dritte Kloster, außerhalb der Stadt gelegen, war das der Zisterzienser-Nonnen von Harvestehude. Dasselbe war zunächst im Jahre 1247 im Westen der Stadt, jenseits des Eichholzes im Dorfe Herwerdeshude begründet worden. Es wurde aber schon 1295 an das obere Ende des Alsterbeckens verlegt und hat dort bis zum Jahre 1530 bestanden. Seine Niederlegung infolge der Reformation ist die einzige bedeutendere Verwüstung, die die Einführung des neuen Glaubens in Hamburg zur Folge gehabt hat. Diese aber ist so gründlich vollzogen, daß wir von den Baulichkeiten des Klosters keine Vorstellung mehr besitzen. Auch die Reste der Grundmauern, die im 19. Jahrhundert gelegentlich wieder zum Vorschein gekommen sind, genügen nicht, um irgendeine gesicherte Anschauung zu ermöglichen.

Sehen wir nun einmal von dem entfernter liegenden Harvestehuder Kloster ab, so ergibt sich, daß der Umriß des hamburgischen Stadtbildes im späteren Mittelalter im Ganzen durch neun Kirchen, den Dom, vier Hauptkirchen, zwei Nebenkirchen und zwei Klosterkirchen beherrscht wurde. Diese ganze kirchliche Bautätigkeit ist in erstaunlicher Anspannung der Kräfte schon im 14. Jahrhundert fast in allen wichtigen Stücken zum Abschluß gebracht. Das 15. Jahrhundert hat nur erweitert und vollendet, was das vorhergehende begonnen hatte. Als voller Neubau ist in den letzten Zeiten des Mittelalters nur die Kirche des Johannis-Klosters geschaffen worden.

Von allen den genannten Kirchen aber, die die Leistungsfähigkeit der mittelalterlichen Stadt in ebenso beredter wie würdevoller Weise veranschaulichten, ist uns heute weitaus das meiste längst verloren.

Nur die Kirchen von St. Katharinen und von St. Jakobi sind von ihnen als ehrwürdige Denkmäler gotischer Baukunst in der für Norddeutschland charakteristischen Backstein-Ausführung auf uns gekommen. Und auch sie haben ihre alte Form nicht rein bewahrt, sondern sie sind im Laufe der Jahrhunderte durch allerlei Veränderungen und Zutaten, von denen später noch die Rede sein wird, umgeformt worden, keineswegs reizlos, und jedenfalls so, daß das geübte Auge aus ihrer äußeren Erscheinung den bunten Wechsel der Geschicke ablesen kann, die im Laufe der Jahrhunderte über sie dahingegangen sind.

Die mittelalterlichen Werke des Kunstgewerbes, von denen wir aus hamburgischen Schriftquellen Kenntnis haben, sind sehr zahlreich. Sie alle zusammenzustellen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Wir müssen uns hier auf die Arbeiten beschränken, die sich bis zu unserer Zeit erhalten haben, und auch von ihnen müssen wir minder wichtige Stücke gelegentlich übergehen.

Wie in allen deutschen Städten des Mittelalters, so steht auch in Hamburg in all dieser Zeit die Kunst durchaus im Dienste der Kirche und der kirchlichen Anschauungen. Das trifft schon für das älteste erhaltene Kunstwerk der hamburgischen Geschichte zu, für jenes Elfenbeinrelief mit einer bis jetzt nicht genügend erklärten großfigurigen Darstellung des 11. Jahrhunderts. Es ist als Schmuckstück in den Deckel einer Evangelienhandschrift eingelassen, die als Geschenk des 1110 erschlagenen Grafen Gottfried an die Domkirche gelangt ist, und die sich heute im Besitz der Stadtbibliothek befindet.

Während aber dieses Relief wahrscheinlich nicht als hamburgische Arbeit angesprochen werden darf, so können wir die heimische Provenienz für die wenigen übrigen Stücke, die wir aus der Zeit des 11. bis 13. Jahrhunderts noch besitzen, doch in den meisten Fällen annehmen. Es handelt sich dabei leider nur um zwei bestimmte Arten von Denkmälern: das eine sind Handschriften, das andere

sind Siegel. Unter den ersteren ist vor allen Dingen als ältestes Stück ein Evangelienbuch des Klosters Harvestehude zu nennen, eine Pergamenthandschrift des 11. Jahrhunderts, die heute in einem kostbaren Einbande vom Anfange des 16. Jahrhunderts im Kunstgewerbe-Museum bewahrt wird. Sie zeichnet sich nicht nur durch schöne Schrift, sondern mehr noch dadurch aus, daß der Anfang eines jeden Evangeliums durch ein Miniaturbild des schreibenden Evangelisten geschmückt ist.

Die Handschrift ist etwa zwei Jahrhunderte vor der Gründung des Klosters Harvestehude gefertigt, sie kann also nicht in dem Kloster entstanden sein. Sie geht sogar zeitlich über die letzte große Zerstörung Hamburgs zurück. Will man ihren Ursprung daher nach Hamburg verlegen, so muß man schon annehmen, daß sie mit anderen Kirchenschätzen vor jener Zerstörung gerettet und dann wieder zurückgebracht sei. Sehr überzeugend wirkt eine solche Annahme nicht, aber eins bleibt an der Handschrift auffällig. Die Miniaturen sind nämlich zwar in den Umrissen fertig angelegt, aber ihre farbige Ausführung ist nur teilweise, und zwar bei den verschiedenen Bildern verschieden weit vollzogen. Die Illustrierung ist also nicht zu Ende gebracht, und solche unfertige Handschriften sind doch wohl kaum weit in die Welt hinausgeschickt. Darum bleibt es trotz allem wahrscheinlich, daß das Buch auch seiner Entstehung nach, wenn nicht Hamburg selbst, so doch dem niederelbischen Kulturkreis angehört.

Daß die Miniaturmalerei auch später in Hamburg gepflegt ist, dafür brauchen nicht nur die immerhin zweifelhaften Bilder der Sachsenchronik und das sicher beglaubigte Titelbild sowie die Initialen des Stadtrechtes von 1292, von denen schon die Rede war, als Beweismittel herangezogen zu werden. Es wird unwiderleglich bezeugt durch die jetzt in Kopenhagen befindliche dreibändige Bibel, die im Jahre 1255 in Hamburg von dem Meister Carolus für den Domherrn Barthold illustriert wurde. Bis in den Ausgang des Mittelalters ist die Miniaturkunst in Hamburg — unzweifelhaft in

ununterbrochener Tradition — lebendig geblieben, und so wurde es möglich, daß noch das Stadtrecht von 1497 mit den von verschiedenen Händen gefertigten berühmten Bildern geschmückt werden konnte, die wegen ihres reichen kulturgeschichtlichen Inhalts von jeher das Interesse aller Altertumsfreunde erregen, und die das Buch, auch abgesehen von seiner großen rechtsgeschichtlichen Bedeutung, zu einem der kostbarsten Besitztümer des Staatsarchivs werden lassen.

Die zweite genannte Gruppe erhaltener Denkmäler, die schon im 13. Jahrhundert einsetzen, sind die Siegel. Ihre Zahl nimmt im späten Mittelalter so sehr zu, daß es unmöglich ist, hier näher darauf einzugehen. Ich erwähne nur das große Siegel des Domkapitels von etwa 1280 mit einem großen und eindrucksvollen Bilde der thronenden Maria und der Umschrift: + Sigillum Sce. Hamenburgensis Ecclesie. Schön ist auch das Siegel des Hl. Geist-Spitals vom Ende des 13. Jahrhundert mit dem Bilde Christi mit der Taube und mit der Umschrift: + S.' domus: Sc̄i. Spūs. [de] Hamborch. Und würdig reiht sich ihnen das zuerst 1329 belegte Siegel des Klosters Harvestehude an, der sogenannte „Große Salvator", mit dem Bilde des thronenden Christus und der Umschrift: + Sigillum. Ancillarum. XPi. in. Valle. Virginum.

Alle diese Stücke zeichnen sich, ebenso wie übrigens auch das früher genannte, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammende große Stadtsiegel, durch Einfachheit, Klarheit und Schönheit aus, und sie bilden damit für die Stempelschneidekunst dieser frühen Zeit einen rühmlichen Beleg. Die späteren Stücke fallen mit wenigen Ausnahmen dagegen ab. Sie werden bei kleinerem Format formenreicher bis zur Überladung, dazu oft noch undeutlich und verworren in der Komposition. —

Erst den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters gehört alles das an, was sich von den kirchlichen Geräten in Hamburg erhalten hat. Es befindet sich heute in allen wichtigeren Stücken im

Besitz des Kunstgewerbe-Museums. Das älteste davon, dem Anfange des 14. Jahrhunderts entstammend, ist das Prozessionskreuz aus dem Kloster Harvestehude, das aus fünf facettierten Kristallen mit vergoldeter Fassung besteht, und das in der Mitte die Figur des Crucifixus, auf dem Kreuzbalken die Evangelisten-Symbole trägt.

Der gleichen Herkunft wie dieses Kreuz, d. h. dem Kloster Harvestehude, entstammt der Äbtissinnen-Krummstab. Derselbe ist im 15. Jahrhundert teils in Kupfer getrieben, teils in Bronze gegossen und durchweg stark vergoldet. Er entwickelt sich in leider nicht ganz rein erhaltenen Pfeilerstellungen zu dem oberen umgebogenen Horn. Aus dem Knauf wachsen sechs Vorsprünge heraus mit der Inschrift I. H. E. S. V. S.

Von sonstigen liturgischen Geräten hat sich außer einem späten silberbeschlagenen Glase nichts erhalten, wohl aber einige liturgische Bücher, von denen teilweise schon die Rede war. Wenn wir sie hier noch einmal, soweit sie sich durch ihren Umschlag auszeichnen, zusammenstellen, so muß zunächst nochmals an die Evangelienhandschrift aus dem Dom mit dem Elfenbeinrelief des 11. Jahrhunderts erinnert werden. Besonders reich in der Ausstattung aber sind ein paar Bucheinbände, die dem Besitz der Petrikirche und des Klosters Harvestehude entstammen. Beide sind in Silber getrieben, und beide zeichnen sich besonders durch ein großes in eine Umrahmung gesetztes figürliches Relief der Vorderseite aus. Das erste zeigt das Bild des thronenden Christus, und seine Entstehungszeit wird näher bezeugt durch die Inschrift: „Dom. Henricus Pothekowe me fieri fecit." Da nun ein Mann mit Namen Heinrich Pothekowe zwischen 1381 und 1386 als Vikar von St. Petri gestorben ist, so wird der Einband in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts gefertigt sein, eine zeitliche Ansetzung, mit der auch Stil und Technik der Arbeit übereinstimmen.

Der zweite genannte Einband wurde am Anfange des 16. Jahrhunderts um das früher besprochene Evangelienbuch von Harvestehude gelegt. Seine Vorderseite trägt auf einer Silberplatte das

Bild des Apostel Johannes, letzteres als Dreiviertelfreifigur gearbeitet. Die auffallende Körperlichkeit dieses schönen Bildes erklärt sich äußerlich dadurch, daß in ihm eine große Zahl von Reliquien eingeschlossen ist, deren Reihe auf der Rückseite des Buches angegeben ist. Künstlerisch und technisch stellte seine Ausarbeitung sehr große Anforderungen, aber diese Anforderungen sind voll erfüllt, und die Arbeit gewinnt noch dadurch ein ganz besonderes Interesse, daß einzelne Teile der Figur durch eine trefflich erhaltene farbige Behandlung ausgezeichnet sind.

Von den beiden letztgenannten Einbänden kann wohl kaum bezweifelt werden, daß sie in hamburgischen Werkstätten entstanden sind. Sie allein genügen, um uns von der Leistungsfähigkeit der hamburgischen Goldschmiede schon des ausgehenden Mittelalters eine sehr hohe Meinung gewinnen zu lassen, und es kann nicht genug bedauert werden, daß von ihren Arbeiten nicht mehr auf uns gekommen ist.

Wenn wir somit durch die Zufälligkeiten der Erhaltung kirchlicher Denkmäler schon zu technischen Gruppen und damit zur Geschichte des mittelalterlichen Kunstgewerbes gelangt sind, so können wir auf diesem Wege weitergehen und noch eine zweite Gruppe von Metallarbeiten anschließen. Es handelt sich um die Erzeugnisse des Bronzegusses, und auch auf diesem Gebiete finden wir eine Reihe vortrefflicher Leistungen.

Aus dem Jahre 1384 ist uns bezeugt, daß ein Meister mit Namen Dyryk van Münster die Glocke von St. Petri gegossen hat. Sie ist schon durch frühen Umguß verloren gegangen. Dagegen halte ich es für wahrscheinlich, daß ein anderes erhaltenes Werk auf denselben Meister zurückgeführt werden darf. Das ist der große Türklopfer von St. Petri mit dem Löwenkopf im Blätterkranz und mit der Umschrift: „Anno Dni. MCCCXLII inceptum est fundamentum hujus turris. Orate pro juratis.“ Es liegt gar kein Grund vor, den Türklopfer, dieses schöne Werk, das noch jetzt den Eingang der Kirche schmückt, früher anzusetzen als die Glocke, und

so liegt es gar zu nahe, beide demselben Meister, eben dem genannten Dyryk van Münster zuzuschreiben.

Über die Werke spätmittelalterlichen Bronzegusses, die in Hamburg entstanden sind, haben wir auch sonst mancherlei Nachrichten. Ich erinnere nur an die große Reihe von Glocken, die Gerhard von Wou am Ende des 15. Jahrhunderts gegossen hat. Neben den Glocken aber stehen als besondere niederdeutsche Eigentümlichkeit, an deren Herstellung auch Hamburg teilgenommen hat, die in Bronze gegossenen Taufbecken. Von den Verfertigern solcher Bronzetaufen kennen wir einen Meister, Lorenz Grove, auch Grave genannt, aus mehreren Werken. Von ihm stammen die Taufen in Hittfeld vom Jahre 1438, in Handorf bei Lüneburg von 1440, und im Dom zu Lübeck von 1455. Die von Hittfeld hat er gemeinsam mit dem auch als Glockengießer der Stadt Hannover bekannten Kort Vrigbusc gegossen, worüber die Inschrift Auskunft gibt: „Anno domini MCCCC ¦in' dem XXXVIII jare in sunte Margreten avende do wart desse dope ghoten. Kort Vrigbusc. Laurens apengeter".

Besonders reich ist die Taufe im Lübecker Dom. Ihre Wandung ist durch Spitzbogen und Maßwerk in zwölf Felder geteilt, in denen die Figuren von Christus, Maria, Dorothea (?) und neun Aposteln stehen. Darunter befinden sich zwölf kleine Baldachine, die jetzt leer sind. Der Taufkessel wird von drei knieenden Engeln getragen, deren Figuren in der Formengebung noch frühgotisch sind, so daß man im Zweifel bleibt, ob der Gießer nur den Kessel neu geliefert hat, oder ob er auch die Trägerfiguren, diese dann unter Benutzung alter Gußformen, angefertigt hat. Als Ganzes genommen ist die Taufe eine reiche und treffliche Arbeit. Daß sie aus der Werkstatt unseres Lorenz Grove stammt, lehrt die am oberen Rande angebrachte Inschrift: „Anno · dni · m · cccc · lv · iar · vppe · vnser · leven · vruwen dach · der · lateren · [= 8. Sept.] do · wart · disse · dope · ghe · maket · van · laurens · groven."

Auch in einer bemerkenswerten freifigürlichen Arbeit können wir

die Tätigkeit der sogenannten Grapengeter für kirchliche Zwecke noch einmal am Ausgange des Mittelalters belegen. Es handelt sich um die Golgathagruppe, die jetzt nach einer kleinen Veränderung des Standortes neben der St. Georger Kirche steht, den Crucifixus mit Maria und Joseph und den beiden seitlichen Schächerkreuzen. Daß auch hier eine heimische Arbeit vorliegt, ist an sich schon wahrscheinlich. Es wird aber fast zur Gewißheit erhoben durch die Tatsache, daß das Kreuz Christi mit den beiden Begleitfiguren noch in einem zweiten Exemplar vorhanden ist. Dasselbe befand sich früher in einem Seitenschiff der alten Nikolaikirche, und es ist dann nach dem Brande von 1842, unter Erneuerung des Kreuzesstammes, an dem äußeren Chor des Kirchenneubaues wieder aufgestellt.

Von den umfassenden Arbeiten der mittelalterlichen Glasmalerei, die im Dienste der Kirche entstanden sind, kennen wir wohl einige Meisternamen wie Kord und Ludekin Schening und Hans Simens, und wir wissen auch von einer Reihe von Ratsschenkungen, in denen Kirchen und Klöster zu Otterndorf, Segeberg, Buxtehude, Bordesholm und Wilsnak sowie die Hamburger Nikolaikapelle zu Amsterdam mit Glasfenstern begabt wurden. Erhalten ist von diesen und ähnlichen Arbeiten fast gar nichts, an größeren Stücken wohl nur die Glasfenster aus dem Dome, die sich jetzt in der Schloßkirche zu Ludwigslust befinden. Wenn aber auf diesem künstlerisch so feinen und ansprechenden Gebiete der alte Besitz fast ganz verloren gegangen ist, so sind doch die wenigen erhaltenen Glasfenster schon allein imstande, uns augenfällig davon zu überzeugen, daß die hamburgischen Glasmaler auch vor den höchsten Aufgaben nicht zurückzuschrecken brauchten, und daß sie denselben mit sicherem technischen Können und mit künstlerischer Gestaltungskraft gerecht geworden sind.

Wenn wir uns in einem letzten Abschnitt endlich noch den Werken kirchlicher Plastik und Malerei zuwenden, die uns aus dem Mittelalter überkommen sind, so haben wir zunächst von ein paar einzelnen Freifiguren und sonstigen plastischen Werken in Flachrelief und



Meister Francke, Christus als Schmerzensmann.
Ehemals im Dom, dann in der Petrikirche, jetzt in der Kunsthalle.



erhabener Arbeit zu berichten. Das früheste Stück unter ihnen, zugleich das älteste Werk der hohen Kunst, das uns aus Hamburg erhalten blieb, ist die Steinfigur einer trauernden Jungfrau, die im Museum für hamburgische Geschichte verwahrt wird. Sie stammt von dem ehemaligen Lettner des Domes. Sie ist der einzige Überrest von der ganzen Reihe der klugen und törichten Jungfrauen, mit denen derselbe geschmückt war, aber eben in dieser Vereinzelung ist sie um so wichtiger für die Geschichte der städtischen Kunst.

Was wir sonst von Einzelstücken besitzen, ist zeitlich viel später, denn während jene Jungfrauenfigur dem Ende des 13. Jahrhunderts angehört, sind die übrigen kleineren Werke, von denen hier zunächst die Rede ist, erst in viel späterer Zeit entstanden. Auf dem Gebiete der freifigürlichen Steinplastik müssen wir schon unmittelbar die in der Petrikirche befindliche würdevolle und groß gedachte Figur der Madonna vom Jahre 1515 anschließen, und auch was an einzelnen Holzarbeiten noch vorhanden ist, eine Hl. Gertrud und eine Hl. Anna selbdritt aus der Gertrudenkirche, eine Geburt Christi und eine Reihe von Heiligenfigürchen aus dem Dom, sämtlich im Museum für hamburgische Geschichte, dazu zwei sehr ähnliche Figürchen im Kunstgewerbemuseum, sie alle gehören erst dem Anfang des 16. Jahrhunderts an.

Eine besondere Gruppe von Bildhauerarbeiten freilich geht in ihren erhaltenen Resten wenigstens bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück, das sind die sogenannten Beischlagsteine, große Steinplatten, mit denen die seitlichen Sitze an den Freitreppen der reicheren Bürgerhäuser nach der Straße zu ihren Abschluß fanden. Im Aufbau haben sie alle die gleiche Form, die vor allem dadurch charakterisiert ist, daß durch seitliche Einschnürung in etwa Vierfünftelhöhe der Platte ein oberes rundes oder meist achteckiges Kopfstück abgesondert wird, dessen Kanten mit Blättern oder Krabben verziert sind. In der Mehrzahl der Fälle, deren ansehnlich erhaltene Reihe im Museum für hamburgische Geschichte studiert werden kann, trägt allein dieses Kopfstück die Verzierung, die, meist

in sehr flachem Relief, ein Wappen mit Jahreszahl, auch wohl nur die Inschrift „Inri" trägt. Das schönste und kunstgeschichtlich wichtigste Stück ist zugleich auch das älteste von allen. Es zeichnet sich schon äußerlich dadurch aus, daß das Bild die ganze Fläche des Steines bedeckt. Dieses Bild aber, das den Hl. Georg in der Rüstung des beginnenden 15. Jahrhunderts stehend über dem Drachen darstellt, ist so vortrefflich in die Fläche der Platte hineinkomponiert, so lebendig in der Bewegung und so schön in der Durchbildung der einzelnen Teile, daß A. Lichtwarck geglaubt hat, in dem Werke eine Arbeit des Meisters Francke, des großen hamburgischen Meisters im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts, erblicken zu dürfen. Ob diese Zuschreibung, die zeitlich durchaus möglich ist, bestehen bleibt, lassen wir hier dahingestellt. Wenn sie bei weiterer Forschung, wie ich glauben möchte, wieder hinfällig wird, so verliert der Meister Francke darum doch nichts von seinem Ruhm, die Kunst- und Kulturgeschichte Hamburgs aber gewinnt eher dabei. In diesem Falle würde der schöne Stein ja gerade bezeugen, daß der Meister Francke nicht eine in seiner Kunst alleinstehende Erscheinung gewesen ist, sondern daß neben ihm noch andere Künstler an der Arbeit waren, die in ihren Leistungen sich zu gleicher oder ähnlicher Höhe emporgeschwungen haben wie er. Gerade für die Steinmetzenkunst, die auch später noch Jahrhunderte lang in hoher Blüte in Hamburg gestanden hat, ist das durchaus wahrscheinlich, und wir werden in dieser Meinung nur bestärkt, wenn wir sehen, daß auch ein zweiter ganzfiguriger Beischlagstein von 1486 mit den Bildern der heiligen Catharina und Bartholomäus, jetzt im Kunstgewerbemuseum, und ein paar leider beschädigte gleichzeitige Wappensteine im Museum für hamburgische Geschichte die hohe Leistungsfähigkeit der hamburgischen Steinmetzen am Ausgang des 15. Jahrhunderts augenscheinlich bezeugen.

Das alles aber würde uns von der Kunstübung im spätmittelalterlichen Hamburg doch noch keinen vollen Begriff geben, wäre uns nicht als kostbarster Schatz, den die kirchliche Kunst jener Zeit

hinterlassen hat, eine Anzahl großer Altarwerke erhalten, die zum großen Teil durch Lichtwarcks Verdienst für Hamburg zurückgewonnen heute den Ruhm der hamburgischen Kunst und ihrer Meister durch die Welt getragen haben. Von ihnen mußte daher hier auch zuletzt, als von der Krone unserer künstlerischen Stadtkultur im Mittelalter die Rede sein.

Von Meister Bertram aus Minden i. W. ist uns durch Schriftquellen bezeugt, daß er 1367 das gemalte Bild der Jungfrau Maria vor dem Millerntor fertigte und daß er 1372 einen großen, vermutlich geschnitzten und bemalten Leuchter lieferte. 1376 bemalte er den Roland, 1377 begegnet er als Meister des Marienbildes am Steintor. 1385 schnitzt und bemalt er einen Hl. Christophorus, in dem gleichen Jahre malt er eine Anzahl von Bildern und Schilden, die vor dem Winser Baum angebracht werden sollen, und ebenso hat er damals auch den Urkundenschrein der Stadt neu zu bemalen.

Aus diesen verschiedenen Nachrichten geht also hervor, daß der Meister Bertram, über dessen Persönlichkeit wir noch durch zwei Testamente von 1390 und 1410 näher unterrichtet sind, sich sowohl als Maler wie als Bildhauer betätigt hat. Das ist wichtig, denn es berechtigt uns, ihm und seiner Werkstatt nun auch beiderlei Arbeit an den großen Altarwerken, die uns von ihm erhalten sind, als eigene Leistung zuzuschreiben. An erster Stelle unter diesen steht für uns der Hochaltar der Petrikirche, nach seinem späteren Aufenthaltsorte der „Grabower Altar" genannt. Derselbe ist etwa 1379 begonnen und dann, nach Vollendung der früher erwähnten umfassenden Bauarbeiten an der Kirche, im Jahre 1383 aufgestellt. Es ist ein großer Flügelaltar mit Malerei und Schnitzwerk, und in dieser Ausführung ist er, wie Lichtwarck mit Recht hervorgehoben hat, eines der umfang- und inhaltreichsten Altarwerke, die uns das 14. Jahrhundert überhaupt hinterlassen hat. Inhaltlich umfaßt er, offenbar nach der Vorschrift eines Geistlichen zusammengestellt, die ganze Heilsgeschichte. Aber das Erstaunen vor sei-

ner Größe und seinem Inhalt wird doch noch übertroffen durch die Bewunderung der künstlerischen Kraft, die das Ganze geschaffen hat.

Auf Goldgrund erstrahlen die Bilder, um von diesen zuerst zu sprechen, in hoher Farbenpracht. Deutlich zeigen sie das Bestreben nach Loslösung von der älteren, gebundeneren Formensprache. Schon steht hier alles im Raum, der als Landschaft, als Zimmer angedeutet wird. Schon findet sich hier Perspektive in der Zeichnung, und selbst bewußte Ansätze zum Helldunkel sind hier bereits vorhanden. Viele treffliche Tierdarstellungen stehen neben den zahlreichen Bildern der handelnden Personen. Aber die Menschenbilder selbst sind doch wohl auch in den Bildern schon das Höchste, was der Meister zu geben hatte. In ihnen tritt neben dem Suchen nach neuen Ausdrucksformen ein für ihre Entstehungszeit wahrhaft bewunderungswürdiges Streben nach Individualisierung zutage, die den Meister über die Darstellung von bloßen Typen hinaus zur Schöpfung wirklicher Menschenbilder geführt hat. Und diese Figuren sind so stark in der Bewegung charakterisiert und mit solcher dramatischen Kraft zu handelnden Gruppen zusammengeschlossen, daß der Meister schon um der Bilder willen des größten Ruhmes würdig wäre.

Aber noch höher als die gemalten Bilder, in manchem Betracht eigentlich erst ihr rechtes Verständnis erschließend, stehen die plastischen Arbeiten, bemalte Holzfiguren von Patriarchen und Propheten, Aposteln, Heiligen und Kirchenvätern, die in gewaltigen Reihen um das Mittelbild der Kreuzigung mit der großartigen Figur Christi sich scharen. Diese Fülle von Bildern ist in ihrer Vielseitigkeit und Lebenswahrheit von verblüffendem Reichtum und von wirklich überwältigender Kraft. Ihre unmittelbare Wirkung auf den heutigen Beschauer ist noch beträchtlich größer als die der Malereien. Aber auch abgesehen von dem modernen Empfinden kann man allgemein sagen, daß Bertram sich am höchsten in seiner Kunst da zu erheben vermochte, wo er als Plastiker schaffen konnte,



Meister Francke, Anbetung des Christkindes. 1424.

Flügelbild vom Englandfahreraltar der Johanniskirche. Im Besitz der Kunsthalle.



und diese Kunst ist so groß und so stark, daß Lichtwarck ein gutes Recht gehabt hat, den Meister zu den größten Bildhauern zu zählen, die überhaupt aus deutschen Landen hervorgegangen sind.

Von Bertram von Minden ist uns bezeugt, daß er eine ziemlich große Werkstatt mit mehreren Gesellen gehabt hat, eine Tatsache, die auch der Altar von St. Petri durch gewisse Unterschiede in der Behandlung der einzelnen Figuren erkennen läßt. Da wir außerdem wissen, daß der Meister ein recht hohes Alter erreicht hat — 1367 wird zuerst eine Arbeit von ihm genannt und 1410 ist er noch am Leben — so dürfen wir annehmen, daß er eine große Menge von Werken geschaffen hat. Wir kennen von ihnen allen außer dem Grabower Altar bis jetzt nur noch drei Werke. Zwei von ihnen, beides Marien-Altäre, der eine aus Buxtehude, der andere aus Harvestehude, sind etwa gleichzeitig. Lichtwarck hat sie in die Mitte der 90er Jahre gesetzt. Ein dritter größerer Altar befindet sich jetzt in London. Er enthält eine große Bilderfolge von im ganzen 57 Darstellungen, von denen die 45 inneren die Apokalypse behandeln, während auf den 12 Bildern der Außenflügel Szenen aus dem Leben der Maria und aus dem der Maria von Ägypten veranschaulicht sind. Woher dieser letzte große Altar stammt, ist vorläufig noch unbekannt, und so bleibt es bis auf weiteres fraglich, ob er für eine der hamburgischen Kirchen gemalt ist.

Trotz dieser verhältnismäßig geringen Zahl von bekannten Werken des Meisters läßt sich in ihnen aber doch eine fortschreitende künstlerische Entwicklung beobachten. Äußere Einflüsse für diese Entwicklung sind nicht zu erkennen, selbst von der Romfahrt, zu der sich Bertram in seinem Testament von 1390 rüstete, lassen sich keine Nachwirkungen erweisen. So kommen wir also zu dem Schluß, daß dieses Fortschreiten zu neuen Zielen im innersten Wesen des Meisters selbst begründet gewesen ist. Außerdem aber darf auch in bezug auf Kunstfragen der allgemeine Geist der Umgebung, in der Bertram lebte, die künstlerische Kultur Hamburgs

in jener Zeit um so höher angeschlagen werden. Und daß dieses Urteil zutreffend ist, dafür spricht nicht nur die Gestalt Bertrams und die Erscheinung seiner großen Werke, dafür spricht ebenso sehr auch das bald erfolgende Auftreten des zweiten großen hamburgischen Künstlers im späten Mittelalter, das Auftreten des Meister Francke.

Meister Bertram von Minden war nach Ausweis seines Namens kein geborener Hamburger, und dasselbe Verhältnis scheint auch bei Meister Francke vorzuliegen. Auch er ist vermutlich ein zugewanderter Mann gewesen, wenn wenigstens neuere Forschungen sich bestätigen, nach denen Meister Francke mit einem sonst als Andreas von Köln bezeichneten Maler identisch ist. Über seine äußeren Lebensumstände sind wir im übrigen noch ganz auf weitere archivalische Ermittelungen angewiesen. Die einzige wichtige Nachricht über ihn, die bis jetzt zur Verfügung steht, ist jener Vertrag, der uns darüber belehrt, daß die Englandfahrer ihm im Jahre 1424 einen großen Altar für die Johanniskirche in Auftrag gaben. Dieser Altar, ein Wandelaltar, ist zum Teil erhalten. Das heute bis auf einen Rest zerstörte große Hauptbild enthielt die Darstellung der Kreuzigung. Die vier Seitenbilder dazu, wie jenes auf Goldgrund gemalt, zeigen vier Passionsszenen. Die inneren Flügel waren in zwei übereinanderstehende Reihen von je vier Bildern geteilt, oben Szenen aus dem Marienleben, unten solche aus dem Leben des Hl. Thomas darstellend. Das ganze Werk war auf Eichenholz mit Kreidegrund gemalt und in einem kräftigen pastosen Farbenauftrag ausgeführt. Technisch ist alles mit großer Sorgfalt gearbeitet, und die Folge ist, daß die Bilder, die davon auf uns gekommen sind, sich ganz vorzüglich erhalten haben und in einer beispiellosen Frische der Farben noch heute erstrahlen. Künstlerisch aber bewundern wir in dem Werke, um dessen verlorene Stücke die Freunde deutscher Kunst immer trauern werden, ein hohes Stilgefühl und eine überaus feine Naturbeobachtung. Wir sehen, wie es dem Meister gelingt, die einzelnen Begebenheiten durch den Zu-

sammenschluß weniger, scharf charakterisierter Personen zur Anschauung zu bringen, wie er — mehr noch als der ältere Bertram — sich bestrebt, den Eindruck des Raumes zu geben, wie er seine Bilder mit warmer, leuchtender und doch milder Farbe erfüllt, und wie er alles bei sorgfältigster Durchführung der Einzelheiten, die bis in die Musterung der Stoffe genau ist, mit einem starken und großen Inhalt zu erfüllen vermag.

Von wahrhaft hinreißender Kraft aber ist ein Einzelwerk Franckes, die Darstellung des Christus als Schmerzensmann, die sich ehemals im Dome, dann in der Petrikirche befand, und die heute in der Kunsthalle bewahrt wird, ein Werk, dessen Vorwurf der Meister schon vorher einmal in einem kleineren, jetzt in Leipzig befindlichen Bilde behandelt hatte. In diesem großen Hamburger Schmerzensmann begegnet es in der deutschen Kunst wohl überhaupt zum ersten Male, daß ein Maler einen fast lebensgroßen Halbakt künstlerisch bewältigt. Bewunderungswürdig in der farbigen Behandlung steht hier ein Werk allerersten Ranges vor unseren Augen, unstreitig eines der großartigsten deutschen Kunstwerke seiner Zeit. Erbarmenswert und anbetungswürdig zugleich erscheint hier das Bild des duldenden Weltheilands in einer Gestalt, von der Lichtwarck mit Recht gesagt hat, daß in ihr das Christusideal des niederdeutschen Volkstums überhaupt seine Verkörperung gefunden habe.

War Meister Bertram vor allem der große Bildhauer, groß trotz mittelalterlicher Gebundenheit, so ist Meister Francke der große Maler, an koloristischer Begabung den größten Meistern seiner Zeit ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Er, der den Englandfahrer-Altar in dem gleichen Jahre 1424 in Angriff nahm, in dem Hubert van Eyck den Genter Altar begann, ist der Wegweiser der Renaissance in Hamburg geworden. So ist er auch dem heutigen Beschauer noch unmittelbar verständlich und genießbar, und es ist bezeichnend genug, wenn ein neueres französisches Urteil dahin geht, daß in ganz Deutschland keine so eindrucksvolle Zusammenstellung von Werken

eines Meisters des 15. Jahrhunderts vorhanden sei, als eben die der Arbeiten des Meister Francke in der Kunsthalle zu Hamburg.

Das Bild der Künstlerpersönlichkeiten von Bertram und Francke klar herauszuarbeiten, ist heute also nicht mehr sehr schwierig. Anders aber stellt sich diese Aufgabe bei der Besprechung ihrer Nachfolger. Hier bleiben der hamburgischen Lokalforschung noch manche Aufgaben zu lösen. Wohl können wir im allgemeinen sagen, daß in dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts insofern ein Umschlag erfolgte, als die heimische Kunst einen stärkeren Einfluß von der niederländischen empfängt und dadurch in andere Bahnen gelenkt wird. Wohl kennen wir auch eine Reihe von Meisternamen, Hans Bornemann und seinen Sohn Hinrich Bornemann sowie seinen Schwiegersohn Hinrich Funhoff oder Funghoff, endlich auch Absalon Stumme, der sich dem genannten Kreise dadurch eingliederte, daß er des Hans Bornemann Witwe heiratete. Aber das Lebenswerk der einzelnen ist noch nicht genügend klargestellt, vermutlich schon aus dem äußeren Grunde, weil ihre Arbeiten infolge ihrer engen persönlichen Beziehungen mancherlei Atelier-Verwandtschaft besitzen.

Daß Hinrich Bornemann im Kreise der hamburgischen Maler eine hervorragende Stellung einnahm, geht schon aus der Tatsache hervor, daß ihm die Ausführung der Schreinbilder des Maler-Altars zugefallen ist. Aus diesem Werke, welches den Schutzpatron der Maler, den Hl. Lukas verherrlicht, kennen wir seine Hand. Ursprünglich im Dom, seit 1805 in der Jakobikirche befindlich, gibt es für die Würdigung des Meisters und für die künftige Feststellung etwaiger weiterer erhaltener Arbeiten desselben einen festen Anhalt.

Auch für Hinrich Funghoff ist vor kurzem wenigstens ein erhaltenes Werk sicher nachgewiesen, der große Altar, der sich in der St. Johanniskirche in Lüneburg befindet. Aber aus den gleichen Forschungen wissen wir auch, daß dem 1484 verstorbenen Meister sonst noch eine große Reihe umfangreicher Altarwerke zugeschrieben



Altarschrein der Maler in der Jakobikirche.
Arbeit des Hinrich Bornemann 1499.



werden muß. Zu ihrer Ermittlung und kunstgeschichtlichen Würdigung wird es also weiterer Arbeit bedürfen.

Durch solche archivalische Arbeit wird es dann hoffentlich auch gelingen, zu einer Anzahl heute namenloser Werke den Meister festzustellen. Dahin gehört zunächst der große Hochaltar des Domes, der jetzt in der Marienburg verwahrt wird. Sein geschnitztes Hauptbild scheint ganz verloren zu sein. Aber die 16 Flügelbilder, Szenen aus dem Marienleben behandelnd, sind glücklicherweise vollständig erhalten. Wenn dabei gelegentlich, z. B. bei der Darstellung der Geburt Christi, in Einzelheiten der Motive eine auffallende Übereinstimmung mit Arbeiten der Meister Bertram und Francke begegnet, so werden wir heute geneigt sein, darin eine direkte Beeinflussung zu vermuten.

Von einem anderen Domaltar, der verloren scheint, wird uns wenigstens durch ein paar Abbildungen des 18. Jahrhunderts eine entfernte Vorstellung vermittelt. Er ist als eine Arbeit des Absalon Stumme angesprochen, aber gerade von dessen Künstlerpersönlichkeit haben wir bis jetzt ebensowenig ein festes Bild wie von der des älteren Hans Bornemann.

Daß die kirchliche Kunst in Hamburg auch im Anfange des 16. Jahrhunderts noch in umfangreichen Werken sich betätigt hat, dafür haben wir noch heute zwei eindrucksvolle Belege, die beide von Anfang an für die Jakobikirche geschaffen sind, wo sie sich bis auf diesen Tag befinden.

Das eine ist der Altarschrein der Böttcher vom Jahre 1518, dessen Innenbilder mit der Darstellung der sieben Freuden der Maria durchweg in Schnitzwerk mit reicher Vergoldung ausgeführt sind.

Das andere aber ist der schöne Altar der zur Jakobikirche als Matthäus-Brüderschaft gehörenden Fischer, und gerade von diesem Werke müssen wir ganz besonders bedauern, seinen Meister bis jetzt noch nicht mit Namen nennen zu können. Auf den Flügeln sind je zwei Szenen aus der Legende des Hl. Petrus und der Hl. Gertrud dargestellt, einerseits der Fischzug des Petrus und die Übergabe der

Schlüssel an ihn, andererseits St. Gertrud die Pilger herbergend und ihre um 650 n. Chr. erfolgte Einsegnung als Äbtissin von Nivelles. Die köstlichsten Teile des Altars aber erkennen wir an den drei inneren Schreinfiguren der Maria, des Petrus und der Gertrud. In überzeugender Größe, feierlich und schön stehen diese als Dreiviertel-Freifiguren behandelten herrlichen Gestalten in dem umrahmenden goldenen Maß- und Rankenwerk. Sie gehören zu den schönsten Werken, die uns die kirchliche Kunst des ausgehenden Mittelalters hinterlassen hat. Wir ehren ihren Meister, auch wenn wir ihn noch nicht mit Namen kennen. Seine Werke sprechen für ihn.

Mit diesen beiden letzten großen Altären, dem der Böttcher und dem der Fischer, findet die kirchliche Kunst des Mittelalters, wenigstens soweit wir sie in ihren erhaltenen Denkmälern übersehen, in Hamburg ihren Abschluß. Die weitere Entwicklung bewegt sich in neuen Bahnen. Die kirchliche Kunst erfährt in der Folgezeit eine beträchtliche Einschränkung, freilich nur eine Einschränkung, denn es sind auch weiterhin ansehnliche Kunstwerke für die Ausschmükkung der Kirchen geschaffen, von denen wir noch zu sprechen haben werden. Daneben aber tritt hinfort in zunehmendem Maße die weltliche Kunst in den Vordergrund. Die Grundlagen, auf denen sich diese neuen Entwicklungen ausgestalten, sind die bürgerliche Geistesbildung der Renaissance und des Humanismus und die Gedankenwelt der Reformation.





4. Kapitel.

Hamburg im Zeitalter der Reformation.

Wissenschaft und Geistesbildung hatten im Mittelalter ihre Sammel- und Pflegestätten in den geistlichen Kreisen gehabt. In diesen hatten sie sich auch am Ausgange des Mittelalters noch mannigfacher Pflege zu erfreuen. Zum Zwecke theologischer Studien waren noch im Laufe des 15. Jahrhunderts zwei besondere Lekturen an der Domkirche gestiftet. Sie hatten wie die Kirchen und die Klöster ihre eigenen Bibliotheken. In der Zusammensetzung derselben aber waren sie nicht etwa nur auf theologische Bücher beschränkt, sondern sie dehnten sich dabei auch auf die anderen Wissensgebiete der Zeit aus. So fanden auch die historischen Studien in Hamburg einen guten Boden. Als ihr glänzendster Vertreter ist der Domdechant und Syndikus Albert Krantz zu nennen, der außer seinen philosophischen und theologischen Schriften vor allem durch seine geschichtlichen Arbeiten sich einen unvergessenen Namen gemacht hat.

Neben der gelehrten Geistlichkeit hatte sich nun aber mehr und mehr das wissenschaftlich gebildete Laientum erhoben. Hamburgische Studenten finden wir im 15. Jahrhundert auf zahlreichen deutschen und außerdeutschen Universitäten von Erfurt und Wittenberg bis Prag und Bologna. So gewinnen die Gedanken der Renaissance und des Humanismus auch in Hamburg ihren Eingang. Mit Männern wie Hinrich Murmester, Herman Langenbeck und Hinrich Salsborg treten die ersten humanistisch gebildeten Glieder in den Rat der Stadt ein, und welchen Geist diese fachmäßig geschul-

ten Juristen, unter denen Hinrich Murmester sich durch den Besitz einer ansehnlichen Bibliothek auszeichnete, in das städtische Leben hineingebracht haben, und wie um diese Zeit die Pflege der Gelehrsamkeit mehr und mehr in die Hände des Laientums hinübergleitet, das bezeugt vor allem Herman Langenbecks Bearbeitung des Stadt- und Seerechts. Die auf dem Staatsarchiv erhaltene Handschrift desselben vom Jahre 1497 wurde wegen ihrer von verschiedenen Malern gefertigten ganzseitigen Miniaturen, die durch ihren reichen kulturgeschichtlichen Inhalt so berühmt geworden sind, schon früher erwähnt.

Einen neuen kräftigen Sporn zur Erweckung des Laientums hat dann weiterhin auch in Hamburg die Einführung der Buchdruckerkunst gebildet. Als die Stadtrecht-Handschrift von 1497 angefertigt wurde, hatten die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst bereits angefangen, in Hamburg Eingang zu finden, und noch vor dem Ablauf des 15. Jahrhunderts hat der Buchdruck in der Stadt selbst seine Stätte gehabt. Zwar hatte der erste uns bekannte hamburgische Drucker Stephan Arndes, der seit 1481 in Perugia verschiedene Werke in lateinischer und italienischer Sprache aufgelegt hatte, in Hamburg selbst sich nur vorübergehend niedergelassen, um dann bis zu seinem 1519 erfolgten Tode in Lübeck eine umfassende Tätigkeit zu entfalten. Dagegen haben die Brüder Hans und Thomas Borchardes, deren Arbeiten wir seit 1491 nachweisen können, in Hamburg ihre Werkstätte gehabt. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wächst die Zahl ihrer Nachfolger mehr und mehr, und hier wie überall in deutschen Städten ist der Buchdruck eine der kräftigsten Stützen der Reformation und im weiteren Sinne der bürgerlichen Geistesbildung ihrer Zeit geworden.

So war auch in Hamburg der Boden bereitet für die weltgeschichtlichen Entwicklungen, die sich an Luthers Auftreten anknüpften. Seine Lehre trug allerdings, ähnlich wie in vielen anderen Städten, auch in die Reihen der hamburgischen Bevölkerung, in



Standbild der Maria vom Altarschrein der Fischer in der Jakobikirche.
Anfang des 16. Jahrhunderts.



der die innere Unruhe an und für sich schon länger gärte, zunächst den offenen Zwiespalt. Freunde und Gegner, Neuerer und Altgesinnte, Hoffnungsfrohe und Verzagte standen neben und gegeneinander. Einen lehrreichen Einblick in die Stimmung der Zeit erhalten wir, wenn wir von einem Manne wie Albert Krantz hören, daß er kurz vor seinem Tode, als ihn die Nachricht von Luthers Thesen erreichte, gesagt hat, „Luther würde gegen die große Zahl der mächtigsten Gegner doch nichts ausrichten, darum solle er lieber von seinem Beginnen abstehen", und daß er diese Meinung todmüde zusammenfaßte in die Worte: „Bruder, Bruder! Geh in deine Zelle und sprich: Herr Gott, erbarme dich meiner!" In gleichem Sinne ist zunächst auch die große Menge der Bevölkerung die alten Bahnen weitergegangen. Wir haben dafür ein greifbares Zeugnis in dem erwähnten Altar der Böttcher, der noch 1518 in der Jakobikirche geweiht wurde.

Die ersten entschiedenen Anhänger Luthers in Hamburg sollen der Ratsherr Joachim Nigel, der spätere Oberalte und Ratsherr Detlef Schuldorp und der Goldschmied Dirik Ostorp gewesen sein. Dann aber vermehrten sich auch in den Reihen der Bürgerschaft, die durch Schulstreitigkeiten mit dem Domkapitel erregt wurde, die Anhänger der neuen Lehre, und so fand der Franziskanermönch Stephan Kempe, schon als er im Jahre 1523 im Marien-Magdalenenkloster als erster im reformatorischen Sinne predigte, bereits großen Zulauf.

Auch der Rat, der noch im Jahre 1521 das Wormser Edikt gegen die Lutheraner hatte in Kraft treten lassen, ließ schon in einem Mandat vom Ende des Jahres 1525 seine Geneigtheit zur Durchführung der Kirchenverbesserung erkennen. Er tat es, nicht ohne vor jeder Gewalttätigkeit gegen Andersgesinnte zu warnen. Schon im Folgejahr sehen wir an den Kirchen zu St. Nikolai, St. Jakobi und St. Katharinen evangelische Kirchherren einziehen, und als nun gar in einer Disputation vom 28. April 1528 die katho-

lisch gebliebenen Domherren und Dominikaner den Evangelischen, Stephan Kempe und Johann Zegenhagen, unterlagen, da war die Sache der Reformation in Hamburg entschieden.

Man hat die Glaubensänderung mit Ruhe und nicht ohne einen deutlich erkennbaren Zug zum Praktischen durchgeführt. Zwar mußten die Hauptanhänger der alten Kirche die Stadt verlassen, zwar wurden die alten Klöster aufgehoben und unter ihnen dasjenige von Harvestehude im Jahre 1530 zerstört, aber zu aufregenden Volkserhebungen und sonstigen größeren Tumulten ist es in Hamburg nicht gekommen. Vor allem hat auch die hamburgische Bevölkerung, wenn man von dem einzigen Gegenbeispiel der Zerstörung von Harvestehude absieht, durchweg eine rühmenswerte Achtung vor den Gütern der überkommenen heimischen Kultur bewiesen, und so sind denn auch die Gefahren der Bilderstürme an Hamburg vorübergegangen.

Die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse erfolgte durch den damals 43jährigen Pfarrer und Professor zu Wittenberg, Johannes Bugenhagen, Luthers Freund, der schon 1525 das Neue Testament ins Niederdeutsche übersetzt hatte. Im Winter 1528/29 ist er in Hamburg und verfaßt die neue Kirchenordnung der Stadt. Gleichzeitig ordnet er das hamburgische Schulwesen. Er gründet die Gelehrtenschule des Johanneums, und er stellt auch schon die Grundsätze auf, nach denen später — im Jahre 1613 — das Akademische Gymnasium eingerichtet ist. In allen diesen Dingen hat sich der Reformator Niederdeutschlands auch in Hamburg als glänzender und geschickter Organisator bewährt.

Bugenhagens Einfluß ist es vermutlich auch, dem die Berufung des Johannes Hoeck genannt Aepinus zugeschrieben werden muß. Dieser Mann, der im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts für Hamburgs Geschicke von maßgebender Bedeutung gewesen ist, war 1498 oder 1499 in der Mark Brandenburg geboren. Er hatte unter Luther und Melanchthon in Wittenberg studiert und war dann in Greifswald, Stralsund und Wismar für das Luthertum tätig

gewesen. Im Jahre 1529 wurde er zum Kirchherrn von St. Petri ernannt, um dann schon drei Jahre später zum Superintendenten und obersten geistlichen Leiter der hamburgischen Kirchenangelegenheiten berufen zu werden.

In dieser Stellung als Superintendent hat Aepinus bis zu seinem 1553 erfolgten Tode eine umfassende Tätigkeit entfaltet. Er hat 1539 Bugenhagens Kirchenordnung ergänzt und bearbeitet, und er ist 1544 und 1552 der Verfasser der Kirchenordnungen von Bergedorf und Buxtehude geworden. Im hamburgischen Auftrage hat er sich an den Zusammenkünften von Schmalkalden, Frankfurt, Naumburg und Worms beteiligt. Auch außerhalb der hamburgischen Verhältnisse ist er zu Rostock, Lübeck und Kopenhagen als Organisator in kirchlichen Angelegenheiten tätig gewesen. Nicht zuletzt aber muß hervorgehoben werden, daß er im Jahre 1534 als Mitglied an der Gesandtschaft an Heinrich VIII. von England teilgenommen und auf die Einführung der Reformation in England einen bedeutenden Einfluß gewonnen hat. Rechnet man dazu noch die große Fruchtbarkeit, die er als Schriftsteller entfaltet hat, so gewinnt damit das Bild dieser bedeutenden und einflußreichen Persönlichkeit erst seine volle Abrundung. Eindrucksvoll und würdig eröffnet Aepinus die lange Reihe der evangelischen Geistlichen, deren Einfluß auf das hamburgische Geistesleben der folgenden Jahrhunderte immer sehr hoch eingeschätzt werden muß.

Wenn man diese lutherischen Pastoren in bezug auf Pflege und Mehrung der allgemeinen Bildung in gewissem Sinne als Nachfolger der mittelalterlichen Geistlichkeit bezeichnen darf, so trifft das doch nur mit beträchtlicher Einschränkung zu. Das Bild des bürgerlichen Geisteslebens wie das der allgemeinen Schichtung der Bevölkerung war im 16. Jahrhundert doch wesentlich komplizierter als im ausgehenden Mittelalter geworden. Wie neben den Trägern von Handel und Gewerbe in zunehmendem Maße die Juristen als Träger der Verwaltung, mehr und mehr auch die Berufssoldaten als Vertreter des Waffenhandwerks standen, so traten nunmehr

neben den Geistlichen auch die Träger der weltlichen Gelehrsamkeit in stärkerem Maße hervor. Diese sind daher neben allen den genannten anderen Faktoren in gleicher Weise als mitbestimmend für den Gesamtcharakter der städtischen Kultur einzuschätzen.

Seit der früher erwähnten Gründung der Johannisschule hatte die weltliche Gelehrsamkeit an ihr von Anfang an ihren festen Sitz und ihren sicheren Rückhalt. Schon im 16. Jahrhundert finden wir dort eine Reihe vortrefflicher Gelehrter, so den Rektor Werner Rolefink, vielleicht denselben, dessen Bildnis uns in einem sehr fein geschnittenen Buchsmedaillon im Kunstgewerbe-Museum erhalten ist, vor allem aber Paul Sperling, der in den Jahren 1591 bis 1619 die Schule als Rektor zu großem Ansehen brachte, und der erst 1633 als Professor am Akademischen Gymnasium gestorben ist.

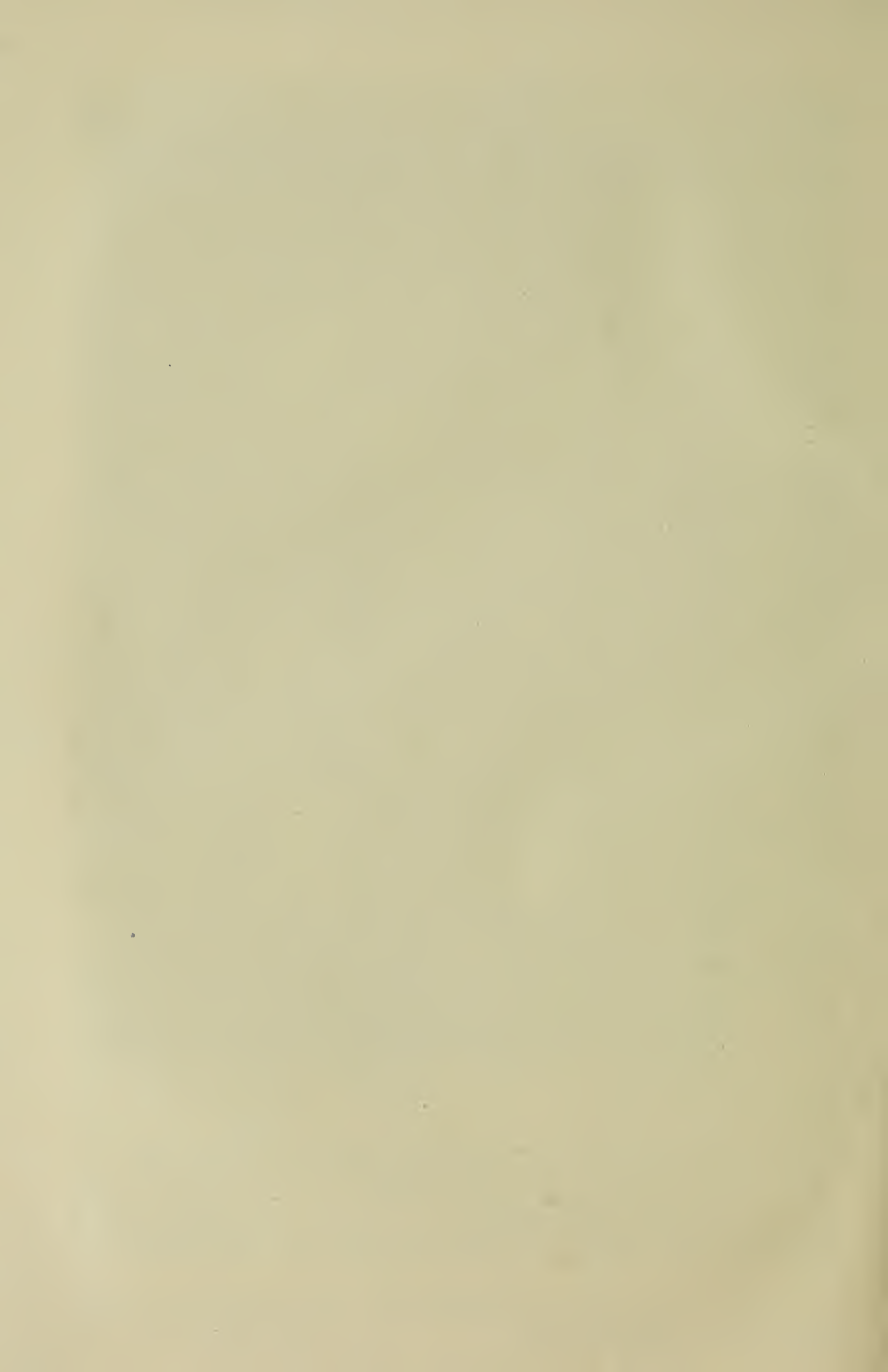
Auch außerhalb der Schule fanden die gelehrten Studien in den akademisch gebildeten Kreisen Hamburgs eine gute Pflege. Dafür zeugt vor allem die hamburgische Chronik des als Rechtsgelehrter und Staatsmann bekannten, 1584 verstorbenen hamburgischen Syndikus Adam Traziger. Und man kann gewiß sein, daß es für eben diesen Traziger, den Schloßherrn von Wandsbeck, ein mehr als erfreuliches Gefühl gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, daß etwa anderthalb Jahrzehnte nach seinem Tode Tycho de Brahe in dem gleichen Schlosse Wandsbeck in der Zeit von 1597 auf 1598 die Gastfreundschaft Heinrich Rantzaus genießen würde, und daß er von hier aus sein Werk „Astronomiae instauratae Mechanica", von einem hamburgischen Buchdrucker gedrückt, würde erscheinen lassen.

Mit welchem Eifer man innerhalb der städtischen Bevölkerung auf die Vermehrung und den Ausbau der Schulen als der berufenen Pflanzstätten einer allgemeinen Bildung bedacht war, das erhellt am deutlichsten aus der Tatsache, daß im Jahre 1568 neben der lateinischen Schule des Johanneums und außer den vier Kirchenschulen und den vier Vorschulen, die die Küster der Pfarrkirchen hielten, mindestens noch acht deutsche Schulen vorhanden gewesen



Ratssitzung.

Miniatur aus dem Stadtrecht von 1497. Im Besitz des Staatsarchivs.



sind. So haben denn auch schon die Zeitgenossen dem Bildungsstreben Hamburgs ihre rühmende Anerkennung nicht versagt, und mit dankbarer Freude ist es in der Stadt aufgenommen worden, wenn ein Mann wie Philipp Melanchthon am 27. September 1542 an den Rat schrieb: „Wie ich viel Exempell weiß bey Hern und Stetten, ist durch Gottes gnad die lobliche Stadt Hamburg also gepreiset, daß sie die einige Stadt ist zu Saxen, Pomern und andern Landen umbher, die etwas mercklichs zu versorgung der Kirchen, Schulen und Studien, zu Erhaltung Christlicher und loblicher Lehr wendet, welche Gott auch one Zweifel belohnet."

Durch die Reformationsbewegung sind nun aber nicht nur die Strömungen des öffentlichen Geisteslebens in der geschilderten Weise auf neue Bahnen geleitet, sie hat vielmehr auch auf die Verhältnisse der städtischen Verfassung und der politischen Geschichte einen entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Bei den mannigfachen Verhandlungen zwischen Rat und Bürgerschaft, die die Einführung der neuen Lehre nötig machte, hatte sich ganz von selbst eine Art von Bürgervertretung herausgebildet. Sie war entstanden aus den Verwaltern der Armenkassen, der sogenannten Gotteskästen, die zuerst bei St. Nikolai, dann bei den übrigen Kirchspielen begründet waren. Diesen sind dann erweiterte politische Rechte zugefallen. Der für die hamburgische Verfassungsgeschichte so überaus wichtige „Lange Receß" vom 12. Februar 1529 ist es, in dem jene Rechte offiziell anerkannt und festgelegt wurden. Seine wichtigste Bestimmung geht dahin, daß neben den Rat von 24 Mitgliedern nunmehr die bürgerlichen Kollegien der 12 Oberalten, der Achtundvierziger und der Hundertvierundvierziger traten. Ohne ihre Genehmigung durften neue Gesetze oder Gesetzesänderungen nicht verfügt werden. Darüber hinaus aber fiel in den schwerwiegendsten Fragen des städtischen Lebens, soweit es sich nämlich um Krieg und Frieden und um die Einwerbung neuer

Steuern handelte, das Bewilligungsrecht der Versammlung der erbgesessenen Bürgerschaft selbst zu.

Mit dem Langen Receß beginnt eine neue Periode in der städtischen Verfassungsgeschichte, eine Periode der fortschreitenden Demokratisierung. Sie dauert bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, bis zu den bürgerlichen Unruhen, die in dem Hauptreceß von 1712 ihren Abschluß finden. Einen der wichtigsten Schritte aber auf dem Wege zur Teilnahme der Bürger an der Verwaltung brachte schon das 16. Jahrhundert. Er geschah im Jahre 1563. Damals wurde von den Bürgern die Begründung der Finanz-Deputation erzwungen, durch die die Verwaltung der Kämmerei einem bürgerlichen Ausschuß unterstellt wurde, und gleichzeitig wurde auch eine Baubehörde begründet, die in der Weise zusammengesetzt werden sollte, „dat twe Börger benebenst twe Rathspersonen mochten erwehlet werden, de een Jahrlang wegen des Buwesens in der gantzen Stadt Befehl hedden und darvon rekenschop deden".

Die weitere Entwicklung dieser inneren Verhältnisse fällt erst in die späteren Perioden der hamburgischen Kulturgeschichte hinein. Es wird also weiterhin noch auf sie zurückzukommen sein. Hier bleibt uns nur noch übrig, auch der Wandlungen der äußeren Politik zu gedenken, die durch die Einführung der Reformation in entscheidender Weise vorbereitet waren.

Durch Hamburgs Übertritt zum Luthertum und gleichzeitig mit ihm war auch politisch für die Stadt im Grunde von Anfang an der Anschluß an die Protestantenbündnisse unvermeidlich geworden. Dennoch hat man sich in dieser Hinsicht nur schwer und erst nach längerem Zögern entschlossen, Stellung zu nehmen. Man scheute sich, gegen den Kaiser als das Oberhaupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, gegen ihn, den man im Gegensatz zu den dänisch-holsteinischen Hoheitsansprüchen als einzigen Herrn über sich anerkannte, etwas zu unternehmen. Außerdem aber wollte man auch den sehr wichtigen Handel nach den Niederlanden, die in den

Händen des Kaisers waren, nicht gefährden. So hat Hamburg längere Zeit ernstlich versucht, eine friedliche Politik zu verfolgen.

Der Anschluß an den Schmalkaldischen Bund wurde erst herbeigeführt durch die Entwicklung, die das Verhältnis zu dem katholisch gebliebenen Domkapitel nahm. Mit ihm hatte die Stadt seit 1528 wegen der Kloster- und Kirchengüter einen langen Prozeß zu führen, der über drei Jahrzehnte gedauert hat, und der erst 1561 durch den Bremer Vergleich beigelegt ist. Der Prozeß nahm nun in den 30er Jahren eine für Hamburg ungünstige Wendung dadurch, daß das Reichskammergericht sich in seinem Urteil auf die Seite des Domkapitels stellte, und diese Entscheidung ist es schließlich gewesen, die eine schärfere politische Stellungnahme der Stadt veranlaßt hat. Jetzt, im Jahre 1534, sah sich der Rat unausweichlich genötigt, die Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund nachzusuchen. Der Ratsekretär Herman Röwer, ein überaus tüchtiger Politiker, hat die Aufnahme-Verhandlungen geführt, und endlich hat im Jahre 1537 Aepinus die Schmalkaldischen Artikel für die Stadt unterzeichnet.

Mit Geld und mit Truppen hat Hamburg sich dann an dem Schmalkaldischen Kriege beteiligt. Unter dem Bürgermeister Matthias Reder haben die städtischen Truppen im Jahre 1547 an der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg teilgenommen. Wenige Wochen darauf aber ist es der hamburgische Oberst Cord Penningk gewesen, der in der Schlacht bei Drakenburg den Sieg der Protestanten über Herzog Erich von Braunschweig und den kaiserlichen Obersten Christoph von Wrisberg entschied. Hamburg hat sich dann allerdings wie die übrigen niederdeutschen Städte dem siegreichen Kaiser unterwerfen müssen. Es hat aber auch weiterhin treu zu der protestantischen Sache gestanden, bis endlich der Augsburger Religionsfriede wieder zu ruhigerer Friedensarbeit für ein halbes Jahrhundert die Grundlagen schuf.

Die Teilnahme am Schmalkaldischen Bunde hatte die schwersten Opfer an Gut und auch an Blut gefordert, aber sie waren nicht

umsonst gebracht. Durch sie ist das Ansehen der Stadt in ganz hervorragendem Maße gehoben worden. Seitdem erst wurde Hamburg in geistiger und in politischer Beziehung der Vorort Niederdeutschlands.

Lübecks Vormachtstellung im Norden war durch die Wullenweberschen Wirren gebrochen. An seiner Stelle erhob sich Hamburgs Stern in neuem und in hellerem Glanze.

Was die äußere Erscheinung Hamburgs im 16. Jahrhundert angeht, so war dieselbe bis in jene Zeit nicht über den Umkreis der Stadt hinausgewachsen, der bereits im 13. Jahrhundert festgelegt war. Noch bei einer Neubefestigung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte man sich durchaus an die alten Grenzen gehalten. Ein Ausbau der Festungswerke war damals nötig geworden, um die Wehrkraft der Stadt gegenüber der ständig vermehrten Geschoßwirkung der Feuergeschütze widerstandsfähig zu halten. Die Besorgnis vor der wachsenden Macht Karls des Kühnen hatte dann den äußeren Anstoß zur Aufnahme der Arbeiten gegeben.

Im Jahre 1475 hatte man damit begonnen, dicht vor der Außenseite des bisherigen Stadtgrabens einen Erdwall mit einem neuen Graben aufzuwerfen. Besonders auf der am meisten gefährdeten Nordseite, auf der Strecke vom Niederntor bis zur Alster war der Wall in bedeutender Stärke ausgeführt. Durch ihn hindurch hatte man die neuen Tore unmittelbar vor den alten angelegt, und zwar wurde besonders das Steintor, das in den 80er Jahren von zwei Göttinger Baumeistern nach dem Muster des Holstentores in Lübeck erbaut wurde, durch zwei flankierende Rundtürme mit spitzen Dächern ausgezeichnet.

An der Alster und andererseits zwischen dem Niederntor und dem an der Elbe neu erbauten Winsertor war der Wall niedriger. Er wurde aber auch an der kleinen Alster entlang aufgeführt an der Stelle, wo er später der als „Alter Wall" bezeichneten Straße

Platz gemacht hat. Diese westliche Festungslinie war noch in den Jahren 1497 bis 1499 weiter ausgebaut. Damals war auch am Kopfende des Reesendammes — das heißt nach heutiger Benennung: an der Ecke des alten und des neuen Jungfernstieges — ein Festungsturm, der später sogenannte „Isern Hinnerk" oder „Blaue Turm" errichtet worden.

Diese Befestigungsarbeiten des ausgehenden 15. Jahrhunderts erschienen aber schon sehr bald wieder als veraltet. Schon gleich nach der Durchführung der Reformation, seit dem Jahre 1531 ging man in mehr als zwanzigjähriger Arbeit daran, die Festungswerke zu verstärken und, das ist wichtig, sie jetzt auch schon in einer teilweise erweiterten Linienführung ganz neu anzulegen.

Der nördliche Graben zwischen Alster und Winsertor blieb bestehen. Er wurde erheblich vertieft und durch Außenwerke verstärkt. Eine ganz neue Maßnahme aber bestand darin, daß man jetzt auch die bis dahin nur durch die Wasserfläche geschützte Elbseite mit in die Befestigungslinie einbezog. Man scheint hierauf sogar — mit Recht — besonderes Gewicht gelegt zu haben, denn schon im ersten Ausführungsjahr 1531 wurde mit den Arbeiten am Baumwall begonnen, und die Werke, die man an der Elbe zur Sicherung der Hafeneinfahrt anlegte, wurden in ganz besonderer Stärke errichtet.

Eine einschneidende Veränderung aber wurde an der Alsterseite vorgenommen. Hier wurde die große Alster durch eine doppelte Pfahlreihe gesperrt. Vor allen Dingen aber ging man hier zum ersten Male über den alten Umfang der mittelalterlichen Stadt hinaus. Vom Millerntor ab ließ man nämlich die Linienführung die Alster überschreiten. Von hier ab führte man nunmehr den Wall, den sogenannten „Neuen Wall" auf der rechten Alsterseite nach der Mitte des Reesendammes, des jetzigen Jungfernstiegs. An der Abzweigungsstelle mußte infolgedessen das Millerntor, meist Ellerntor genannt, ganz neu erbaut werden. Bis zum Jahre 1546 war es fertiggestellt, und es wurde mit zwei Inschriften: „Da pacem domine in diebus nostris" und „Libertatem, quam peperere

majores, digne studeat servare posteritas“ geschmückt, von denen die letztere im 19. Jahrhundert zum Stadt-Wahlspruch Hamburgs geworden ist. Am anderen Ende des neuen Walles, auf dem Reesendamm, wurde ebenfalls ein neues Tor, das Dammtor, errichtet, und der Zugang zu ihm wurde noch durch eine weitere Verstärkung des davor liegenden „Isern Hinnerk“ gesichert.

Durch die geschilderte neue Befestigungslinie war eine nicht unerhebliche Erweiterung des Stadtbezirkes erfolgt, und diese fiel um so mehr ins Gewicht, als man alsbald begann, die überflüssig gewordenen älteren Festungswerke im Innern abzutragen. Es wurde damit offenbar einem dringenden Raumbedürfnis der wachsenden Stadt abgeholfen, und so hat sich denn auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Anschluß daran eine lebhafte Bautätigkeit entwickelt. In dieser Zeit sind ganze Straßenzüge wie der Alte Wall, der Küterwall, die Herrlichkeit und die Kajen errichtet worden. Ganz besonders aber wurde damals ein großer Teil des Brooks, der mit in die Stadtbefestigung einbezogen war, neu bebaut.

Von der Betrachtung der Ortsentwicklung sind wir damit ganz von selbst zu der Besprechung der Bautätigkeit gelangt, und von dieser zur Schilderung der Einzelbauten ist wiederum nur ein Schritt.

Von der volkstümlichen Bauweise, die in Hamburg befolgt wurde, können wir uns nun für das 16. Jahrhundert, im Gegensatz zu den früher besprochenen Verhältnissen des hohen Mittelalters, auch im einzelnen ein deutliches und zutreffendes Bild machen. Dabei ergibt sich, daß alle vorhandenen Formen, sowohl die des Kaufmannshauses wie des Kleinbürgerhauses, auf eine gleiche ursprüngliche Form mit hoher Diele und mit einem zunächst vollständigen Mangel eigentlicher Wohnräume zurückgehen.

Auf der Diele befand sich als Sammelstätte für die Hausbewohner die Herdstelle. Der Lichteinfall erfolgte von der Rückseite des Hauses. Bei größeren Abmessungen der Diele wurde der

Mittelbalken von der, später zu sehr charakteristischen Formen entwickelten, in der Mitte des Raumes freistehenden Dielensäule mit mächtigen Kopfbändern getragen.

Durch das Eindringen der Stube und durch die infolgedessen sich vollziehende Einschiebung eines Zwischengeschosses ist dann der große Dielenraum später mehr und mehr beschränkt und schließlich ganz aufgehoben worden. Zuerst ist das beim Kleinbürgerhause geschehen, wo die Entwicklung schon im 16. Jahrhundert im vollen Gange ist. Beim Kaufmannshause hat sich die Diele, die für das Aufspeichern von Waren und Ballen manche Vorteile bot, länger erhalten. Hier ist sie erst seit dem 18. Jahrhundert in starkem Rückgang begriffen, der sich dann aber sehr schnell vollzogen hat. Auf unsere Zeit sind in Hamburg nur noch ganz wenige alte Kaufmannsdielen gekommen, und auch diese wenigen Beispiele werden in ganz kurzer Zeit bis auf das letzte verschwunden sein.

Die Ausführung der Häuser erfolgte wie im Mittelalter so auch im 16. Jahrhundert noch überwiegend im Fachwerkbau. Diese Art der Bautechnik entsprach am meisten der volkstümlichen Baugewohnheit. Ihre Verwendung wurde auch, wenigstens in den Marschgebieten der Stadt, durch die Form des Baugrundes begünstigt. Sie ist daher so lange und in solchem Maße in Hamburg beibehalten, daß sie noch bei dem großen Brande von 1842 verhängnisvoll für die Stadt geworden ist. Daß man dieser Feuergefährlichkeit der Bauausführung wenigstens zum Teil durch die Errichtung von Brandmauern begegnen könne, das ist im 16. Jahrhundert in Hamburg noch niemandem ernstlich in den Sinn gekommen. Das einzige Streben nach Feuerschutz, das sich in den Bauvorschriften der Zeit findet, besteht darin, daß 1547 für die Bebauung des Brooks verordnet wurde, daß die Häuser nicht mit Stroh, sondern mit Steinen gedeckt werden sollten.

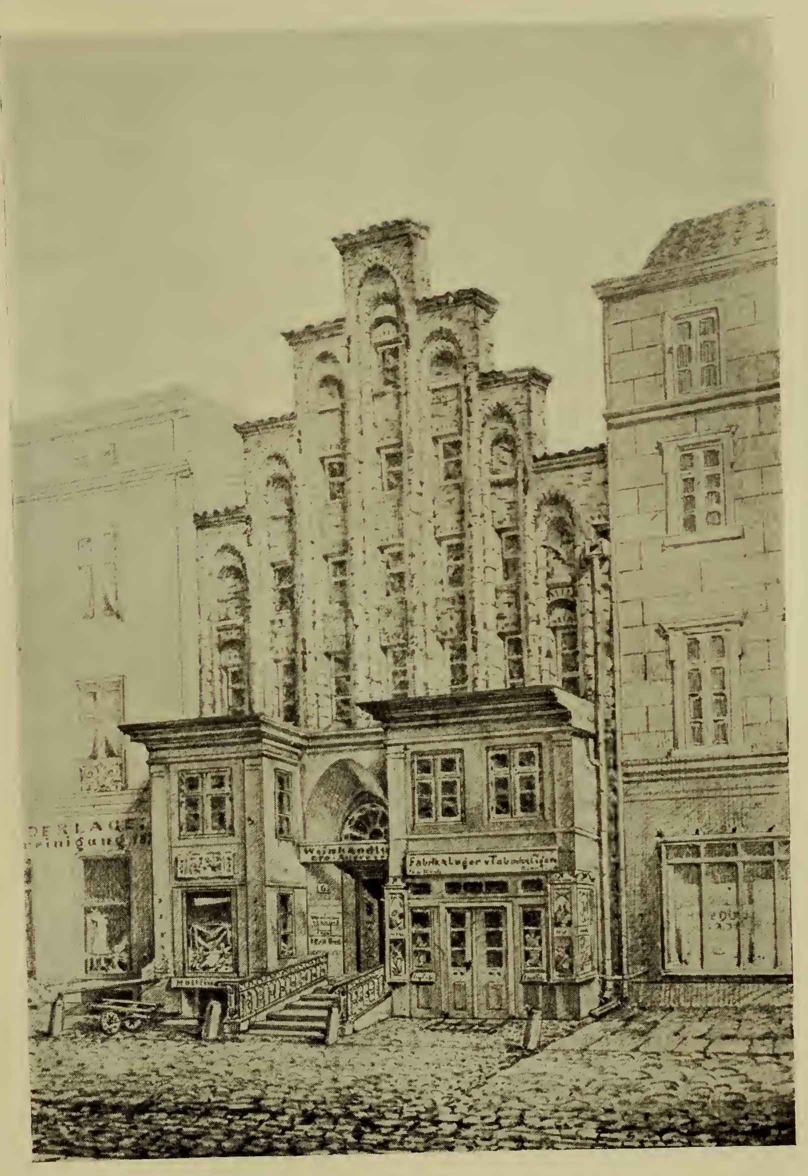
Handwerklich und künstlerisch wurden die Fachwerkbauten vielfach mit großer Sorgfalt ausgeführt. Nicht allein wurden die Gefache mit bunten Steinsetzungen aller Art ausgefüllt, sondern vor

allem wurden auch die Holzteile an Ständern und Schwellen, an Balkenköpfen und Konsolen mit reichen ornamentalen und figürlichen Schnitzereien geziert. An alter Stelle findet sich heute so gut wie nichts mehr davon, aber das Museum für hamburgische Geschichte hat aus den Abbrüchen solcher alter Fachwerkbauten eine große Menge von Schnitzereien aufbewahrt, an denen diese ehemals in Hamburg bodenständige und durch und durch volkstümliche Kunst studiert werden kann. Unter ihnen befinden sich auch Reste des besonders reich geschnitzten alten Petri-Pastorenhauses sowie die Zierteile des später abgebrochenen Hauses am Pferdemarkt, welch letztere im Jahre 1522 von dem Schnitker Marcus Schunemann gefertigt worden sind.

Für die dauernde Volkstümlichkeit des Fachwerkbaues zeugt vielleicht am deutlichsten der Umstand, daß selbst große städtische Bauten noch im 17. Jahrhundert in dieser Technik ausgeführt sind. Besonders gehören dahin die Bauten des Stadtbaumeisters Hans Hamelau wie das Kornhaus vom Jahre 1660 und der Bauhof von 1666, die in einem durchweg sehr kräftigen Fachwerk errichtet waren. Schmuck findet sich bei ihnen nur noch an den Portalen, und zwar ausnahmsweise sogar noch figürlicher Schmuck, während sonst im 17. und 18. Jahrhundert unter dem Einfluß der auch auf das Fachwerk angewandten Säulenordnungen die Schnitzereien nur noch auf Kapitelle und Blattkonsolen beschränkt geblieben sind.

Nach alledem müssen wir also, soweit wir die Baureste übersehen, die eigentliche Blütezeit des volkstümlichen Fachwerkbaues in Verbindung mit einer blühenden Schnitkerkunst in den Ausgang des 15. und in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts verlegen. Wenn später die Holzbauweise künstlerisch mehr und mehr verarmt, so liegt das gewiß zum guten Teil daran, daß neben ihr der Steinbau bereits im 16. Jahrhundert sich in zunehmendem Maße einzubürgern begann. Für die Darstellung seiner Entwicklung ist hier zunächst ebenfalls einiges nachzuholen.

Über die Anfänge des Steinbaues in Hamburg herrscht noch



Gotisches Backsteinhaus Neß Nr. 6.

Nach Aufnahme der Mitte des 19. Jahrhunderts.



keine genügende Klarheit. Zwar wird schon seit dem 13. Jahrhundert in den lateinischen Schriftquellen wiederholt eine „domus lapidea“ erwähnt. Aber meist ist darunter wohl nur eine Ausführung in ausgemauertem Fachwerk verstanden im Gegensatz zu den Häusern in gekleibtem Fachwerk, die als „domus glebeae“ bezeichnet werden. Wie oft man bei jenen frühen Schriftquellen schon an vollen Steinbau zu denken hat, ist also fraglich, ebenso aber ist es auch gewiß, daß er schon im Laufe des Mittelalters zu durchaus charakteristischen und materialentsprechenden Formen ausgebildet worden ist.

Von reinen Backsteinbauten des 15. Jahrhunderts haben wir nicht nur hinreichend genaue Darstellungen in gleichzeitigen Bildern wie etwa auf einem Flügel des Maleraltars von Hinrich Bornemann oder in den Miniaturen zum Stadtrecht von 1497, sondern es sind auch einige dieser Backsteinbauten bis in das 19. Jahrhundert erhalten geblieben, unter ihnen das von Erich von Tzeven erbaute Haus in der Gröningerstraße, das später unter dem Namen des „Englischen Hauses“ bekannt gewesen ist. Von ihnen besitzen wir aus der letzten Zeit ihres Bestehens hinreichende Aufnahmen, aus denen sich ergibt, daß diese hamburgischen Backsteinbauten mit ihren Treppengiebeln im allgemeinen den Formen ähneln, die uns von den gleichalten Steinhäusern der Nachbarstädte Lübeck und Lüneburg geläufig sind. Dem entsprechen auch die Verzierungen mit gemauerten Schmuckstreifen und Säulenstellungen, mit Vierpässen und Tauornamenten. Selbst ein figürlicher Formstein hat sich bei Erdarbeiten gefunden, auf dem das Bild eines Mannes in der unverkennbaren Tracht vom Anfange des 15. Jahrhunderts dargestellt ist.

Im Grundriß und im Querschnitt den gleichzeitigen Fachwerkbauten durchaus verwandt, bilden diese mittelalterlichen Backsteinhäuser den natürlichen Ausgang für die weitere Entwicklung des Steinbaues in Hamburg. Mit ihren Treppengiebeln haben sie auch für die eindringenden Renaissance-Formen die Grundlage gegeben.

Der zum Siege gelangende neue Geschmack hat die überkommenen Formen dann dem eigenen Stilempfinden angepaßt und sie in diesem Sinne weiterentwickelt. Gleichzeitig ist er über die ältere Baugewohnheit insofern hinausgegangen, als er sich nicht mehr allein auf den Backstein beschränkte, sondern daneben auch den Sandstein zur Verwendung brachte.

Ob die Bauformen der Renaissance auf einem bestimmten Wege nach Hamburg vorgedrungen sind, mag vorläufig zweifelhaft erscheinen. Es ist darauf hingewiesen worden, daß der Sandstein, dessen bauliche Verwendung damals neu um sich griff, von der Weser bezogen wurde, und daß ebendaher auch wohl die Steinmetzen, die ihn bearbeiteten, gekommen sind. Die auch mit stilkritischen Gründen verfochtene Meinung, daß die hamburgischen Renaissancebauten zuerst durch die Bauten der Wesergegenden beeinflußt seien, ist daher nicht ganz von der Hand zu weisen.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts tritt dann mehr und mehr der direkte holländische Einfluß hervor, der die hamburgische Steinbauweise des 17. Jahrhunderts völlig beherrscht hat, und von dem im weiteren Verlauf unserer Darstellung noch zu reden sein wird.

Über allen Wechsel des Geschmacks und der Stilrichtungen hinaus aber muß für das ganze 16. und noch für den Anfang des 17. Jahrhunderts, was die Verwendung und die künstlerische Bearbeitung des Sandsteins angeht, besonders hervorgehoben werden, daß die hamburgischen Steinmetzen es darin zu einer Feinheit gebracht haben, die eine mehr als lokale Beachtung verdient. Durch die Kostbarkeit des auf weiten Verkehrswegen herbeigeschafften Baustoffes bewogen, haben sie sich in der Verwendung des Sandsteins eine deutliche Beschränkung auferlegt. Wo sie ihn aber benutzten, an Portalen, Giebelverzierungen, Kartuschen und sonstigem Wandschmuck, da haben sie ihn mit solcher Feinheit und Sorgfalt behandelt, daß man sieht, sie haben den Sandstein geradezu als edles Material eingeschätzt. Das gilt in gleicher und fast noch stärkerer Weise auch für seine Verwendung im Hausinnern, wofür beson-

ders Kamine und Handstein-Umrahmungen in Frage kommen. Der ornamentale und vor allem der figürliche Schmuck solcher Stücke, deren das Museum für hamburgische Geschichte eine große Anzahl besitzt, ist mit einer Feinheit durchgebildet, die auf dem Gebiete der Steinhauerei nur mit Marmorarbeiten verglichen werden kann.

Die baugeschichtlichen Entwicklungen, von denen hier die Rede war, haben nun im Laufe des 16. Jahrhunderts überwiegend die Bauten der Stadtverwaltung und das Bürgerhaus betroffen. Die kirchlichen Bauarbeiten waren durch die Bewegungen der Reformation sehr stark unterbrochen, und sie sind durch sie für längere Zeit geradezu zum Stillstand gebracht.

Kurz vor dem Beginn der Reformation war an den Hauptkirchen noch eine lebhafte Tätigkeit zu verzeichnen gewesen. Damals hatte die Petrikirche noch ein paar Kapellenanbauten erhalten, die Rodenborgsche Kapelle, aus der ein späteres Ehewappen vom Jahre 1537 noch erhalten ist, und die Kapelle der Islandfahrer. Vor allem aber waren im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts noch zwei Kirchen, die von St. Petri und von St. Nikolai, mit neuen achteckigen Turmspitzen versehen. Der Zimmerer, der sie beide ausführte, war Meister Hinrich Berndes aus Hannover, und ihm gebührt also der Ruhm, durch diese Arbeiten das hamburgische Stadtbild des 16. Jahrhunderts in charakteristischer Weise festgelegt zu haben.

Nach der Einführung der Reformation ist dagegen von kirchlichen Bauten zunächst für längere Zeit keine Rede. Das Johanniskloster ist allerdings im Jahre 1531 für die reformierten Nonnen von Harvestehude und für die Lateinschule des Johanneums umgebaut. Seine Kirche aber wurde erst 1548 neu geweiht. Erst die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bringt eine neue Bautätigkeit, die wohl zum größten Teil aus dem weiteren Wachstum der Stadt sich ergab. So wurde im Jahre 1559 die Heilig-Geist-Kirche neu erbaut. Dann aber ist in dieser Zeit wiederum von weiteren Turmarbeiten zu berichten. Der holländische Zimmermeister

Jan Andressen hat seit dem Jahre 1582 den Auftrag zur Ausführung gebracht, den Turm der Jakobikirche neu zu errichten. Er ist es auch gewesen, der dem Katharinen-Kirchturm, der schon 1565 mit einer Renaissance-Fassade versehen war, in den Jahren 1591 und 1592 eine neue Spitze gegeben hat. Da nun endlich auch der von Berndes erbaute Nikolai-Kirchturm 1589 durch einen Blitz zerstört und Anfang der 90er Jahre durch einen neuen Turm ersetzt war, so hatte demgemäß das Stadtbild im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts infolge der Errichtung von drei neuen Kirchtürmen abermals ein ganz anderes Gesicht bekommen. Es hat diese Erscheinung wiederum mehr als 50 Jahre, das heißt während der ganzen ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beibehalten.





Beweinung Christi.

Stiftung des Henning Büring († 1499) und seiner Frau Anna geb. Sandruw († 1537).

Aus der Katharinenkirche — Im Besitz der Kunsthalle.





5. Kapitel.

Die hamburgische Kultur unter dem Einfluß der Niederlande.

Wenn im 16. Jahrhundert außer den gewaltigen Veränderungen auf den Gebieten des geistigen, des verfassungsgeschichtlichen und des politischen Lebens auch die Grundlagen zu der mächtigen Entwicklung der Stadt gelegt worden sind, die sich in den beiden folgenden Jahrhunderten vollzogen hat, so haben sich die Vorbedingungen dazu vor allem auf wirtschaftlichem Gebiete abgespielt. Wie auf den meisten anderen Gebieten der Lebenshaltung, so ist auch in der handelspolitischen Stellung Hamburgs im Laufe des 16. Jahrhunderts ein bedeutsamer Umschwung eingetreten.

Gegenüber den mittelalterlichen Verhältnissen hatten sich die allgemeinen Richtlinien des Welthandels stark verschoben. Neue Handelswege und neue Handelszentren waren infolge der großen überseeischen Entdeckungen entstanden. Wie im Süden das Mittelmeer, so büßte im Norden die Ostsee ihre alte handelsgeschichtliche Bedeutung rasch und unaufhaltsam ein. Mit ihr aber verlor die Hansa, die auf den alten Grundlagen des Handels erwachsen war, an Bedeutung. Ihre alte politische Machtstellung war schon mit der Niederlage gebrochen, die Lübeck in den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts in den Wullenweberschen Kriegen erlitten hatte.

Der hansische Handel hat sich zwar noch eine Zeitlang in ansehnlicher Blüte behauptet, aber auch er konnte unter den neugeschaffe-

nen Verhältnissen nicht mehr lange in alter Kraft bestehen. So mußte der Bund auseinanderfallen. Die holländischen Städte gingen auf eigenen Wegen einer bis dahin unerreichten Glanzzeit entgegen, und die nordischen Reiche begannen ihre eigene Handelspolitik zu treiben. Auch in England wurden die Rechte der Hansa im Laufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr beschränkt, und ihre endgültige Aufhebung wurde dadurch besiegelt, daß die Königin Elisabeth im Jahre 1598 den Stahlhof schließen ließ.

Hamburg mußte diesen neu entstehenden Verhältnissen gegenüber Stellung nehmen, und die Stadt hat es getan, indem sie in zwei wichtigen Beziehungen einen Wechsel eintreten ließ. Dadurch daß die Bedeutung der wendischen Städte zur Neige ging, deren Kreise Hamburg innerhalb der Hansa angehört hatte, sah es sich nunmehr genötigt, einen deutlichen Frontwechsel vorzunehmen. Es vollzog diesen, indem es seine Handelspolitik mehr und mehr auf die Beziehungen zu Holland und zu England einstellte. Außerdem aber mußte es auch gleichzeitig den neu sich entwickelnden Handelsgewohnheiten in bezug auf seine Fremdenpolitik sich anzupassen suchen, und auch das ist im Laufe des 16. Jahrhunderts geschehen.

Mit diesen beiden Momenten waren die wichtigsten Grundlagen für die weitere Entwicklung gegeben, aber sie sind als solche nicht beide mit gleicher Geschwindigkeit von seiten der hamburgischen Kaufmannschaft begriffen worden. Wohl hat diese sich gleich bereit gefunden, neue und erweiterte Handelsbeziehungen zu Holland und zu England auf Grund der seit Jahrhunderten bestehenden alten Verbindungen anzuknüpfen und damit den auf der Elbe offen liegenden Zugang zur Nordsee voll auszunützen. Anders aber lag es auf dem Gebiete der Fremdenpolitik. In dieser Beziehung suchte man zunächst noch längere Zeit an den mittelalterlichen Gewohnheiten einer möglichsten Beschränkung der Fremden festzuhalten. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist die fremdenfeindliche Stellung der Kaufleute in wiederholten Eingaben und Beschwerden zum Ausdruck gekommen. Ein Umschwung in dieser Beziehung

scheint daher auch nicht aus den Reihen der Bürgerschaft, sondern aus denen des Rates hervorgegangen zu sein, in denen man die neu sich verschlingenden Fäden der internationalen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse besser zu übersehen vermochte. Jedenfalls aber ist dieser Umschwung zu rechter Zeit eingetreten.

Als in den 60er Jahren die niederländischen Wirren sich abspielten, die Antwerpens Vorortstellung als führende Stadt des Welthandels vernichteten, da erkannte der Hamburger Rat die Bedeutung des Augenblicks. Im Jahre 1564 lud er in einem an die Königin Elisabeth gerichteten Schreiben die englische Kompanie der „Merchant adventurers“ ein, ihren Tuchstapel von Antwerpen nach Hamburg zu verlegen.

Die Engländer sind diesem Rufe, der für sie die Erteilung einer Reihe wichtiger Privilegien zur Folge hatte, im Jahre 1567 nachgekommen, und sie sind mit geringen Unterbrechungen dann auch in Hamburg geblieben. Ihr Einzug in die Stadt, von einem guten Teile der Bürgerschaft heftig bekämpft, bedeutete in Wirklichkeit einen entscheidenden Bruch mit den handelspolitischen Tendenzen des Mittelalters. Das alte Prinzip der rücksichtslosen Stärkung des städtischen Properhandels wurde durch die Zulassung der Engländer tatsächlich und um so offenkundiger aufgehoben, als gerade sein wichtigster Zweig, nämlich der Import englischer Tuche, unmittelbar davon betroffen wurde.

Gleichzeitig mit den Engländern aber kam auch ein zweiter, für das gesamte hamburgische Volkstum unzweifelhaft erheblich wichtigerer Zustrom von Fremden. Das waren die wegen ihrer Religion verfolgten Niederländer, von denen die ersten Zuwanderer ebenso wie die Engländer im Jahre 1567 in Hamburg Aufnahme fanden, und die dann in den Jahren 1585 bis 1589 nach der zweiten Einnahme von Antwerpen weitere flüchtige Stammesgenossen nach sich zogen.

Als ein dritter neuer Einschlag, den die hamburgische Bevölkerung in dieser Zeit erhielt, sind endlich noch die einwandernden

portugiesischen Juden zu nennen, die zusammen mit den niederländischen Flüchtlingen in Hamburg eintrafen, und durch die überhaupt zum ersten Male in der Geschichte der Stadt das jüdische Element etwas stärker zur Geltung kam.

Diesen drei neuen Faktoren innerhalb der Bevölkerung, den Holländern, den Engländern und den Portugiesen, hat die Stadt nun in mannigfacher Beziehung eine sehr erhebliche Förderung zu verdanken gehabt. Seit jener Zeit erst ist Hamburg zur eigentlichen Handelsstadt geworden, während bis dahin noch das Brauwesen und die damit zusammenhängenden Handwerke stark im Vordergrunde gestanden hatten.

Eine gewaltige Steigerung des Handelslebens ist alsbald zu beobachten. Durch den vermehrten Import der englischen Tuche gewannen vor allem die Lakenhändler und die Gewandschneider, und der Handel mit diesen Stoffen ist lange Zeit einer der blühendsten und einträglichsten Geschäftszweige für Hamburg geblieben. Die Holländer aber und die portugiesischen Juden brachten in das gesamte Handelsleben der Stadt, dessen Geld- und Wechselverkehr noch ganz in den Anfängen steckte, und bei dem man vielfach noch nicht über den Tauschhandel hinausgekommen war, einen ganz neuen großartigen Zug.

Der große Aufschwung, den der Handel jetzt nahm, wird schon durch ein paar äußerliche Merkmale deutlich markiert. Die im Jahre 1558 in Hamburg, als erste in Deutschland, errichtete Börse war damals zunächst nur als offener Platz angelegt. Bereits zwanzig Jahre später, also etwa nur zehn Jahre nach der ersten großen Zuwanderung, wurde sie durch Überbauung des an der Alster gelegenen Teiles in einer Weise ausgestaltet, die dann fast drei Jahrhunderte den Ansprüchen des Handels Genüge getan hat. Daß dabei die Gewandschneider es waren, die die gesamten Kosten des Baues übernahmen, beweist die Bedeutung und den Erfolg ihres Geschäftes.

Nicht minder aber geht die große Entwicklung, die das Handels-



Bild der alten Börse von Jurian Jacobs. 1677.
Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



leben genommen hatte, aus der Tatsache hervor, daß im Jahre 1619 — noch zwei Jahre vor der nürnbergischen — die hamburgische Bank gegründet wurde. Das niederländische Vorbild ist auch hier unverkennbar, denn erst zehn Jahre vorher, im Jahre 1609, war die Bank in Amsterdam errichtet, die ihrerseits wieder auf das im Jahre 1587 zuerst in Venedig aufgestellte Muster zurückgriff.

Wie aber den Holländern — und in diesem Falle den portugiesischen Juden neben ihnen — der Ausbau des hamburgischen Geld- und Wechselwesens zu danken war, so geht auf sie auch die Einführung des Maklertums und der zunächst nur durch Privatassekurateure betriebenen Assekuranz zurück. Sie haben nicht minder auch das Kommissions- und Speditionsgeschäft zur Entfaltung gebracht.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß alle diese Befruchtungen des hamburgischen Handelslebens es überhaupt erst möglich gemacht haben, daß der Handel der Stadt zu einer Zeit, wo die Bedeutung der Hansa rasch und unaufhaltsam bergab ging, in stetig zunehmendem Aufschwunge sich entfalten konnte. Damals erst ist Hamburg für einen großen Teil von Nordeuropa zum internationalen Zwischenmarkt geworden. Damals erst wurde Hamburg die führende Handelsstadt des deutschen Nordens. So kann es uns denn auch nicht Wunder nehmen, daß man sich dieser Tatsache auch in der Bevölkerung selbst alsbald bewußt geworden ist, und es dürfte kaum eine sehr viel spätere Zutat sein, wenn auf der im Staatsarchiv aufbewahrten, von Kerius gefertigten großen Stadtansicht vom Jahre 1619 eine aufgeklebte Inschrift „Hamburgum Saxoniae inferioris emporium nobilissimum — Hanseaticarum urbium princeps“ die Stadt bereits als glänzenden Vorort Niedersachsens und als das Haupt der Hansestädte feiert.

Während nun aber der Einfluß der Engländer und der portugiesischen Juden, die beide nur eine verhältnismäßig kleine und in sich abgeschlossene Gruppe bildeten, fast ganz auf das Handelsleben beschränkt blieb, sind die Holländer noch in viel weiterem

Sinne als Kulturträger für Hamburg von Bedeutung geworden. Sie haben sich bald aus zugewanderten Fremden zu fest eingewurzelten tätigen Gliedern der hamburgischen Bürgerschaft entwickelt. Viele ihrer besten Söhne sind in die Verwaltung der Stadt mit eingetreten, und so haben sie auch auf das öffentliche Leben und auf gar manche städtische Einrichtungen Einfluß gewonnen.

Auf die Wirksamkeit oder wenigstens auf die Beihilfe der Holländer ist es zurückzuführen, wenn 1623 die Admiralität, 1662 das Konvoiwesen, 1665 die Kommerzdeputation begründet wurde. Nach holländischem Muster ist 1610 eine eigene Nachtwache mit militärischer Organisation eingerichtet. Das Vorbild von Amsterdam ist für die in den Jahren 1618 und 1666 erfolgenden Gründungen des Zucht- und des Spinnhauses maßgebend gewesen. Holländischer Einfluß zeigt sich auch auf dem Gebiete von Strom- und Hafenbau. In der Baggertechnik kam er der Regulierung des Elbfahrwassers, im Deichwesen den Eindeichungen der Elbwärder zugute, und es kann nicht bezweifelt werden, daß bereits bei den großen Arbeiten, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorgenommen wurden, um die Hauptströmung des Elbwassers in die Norderelbe zu leiten, die wasserbau-technischen Erfahrungen der Holländer sich in mannigfacher Hinsicht nützlich erwiesen haben.

Bekannt sind die vielen Einwirkungen, die die Holländer auf die Entwicklung der häuslichen Kultur in Hamburg gewonnen haben. Nicht nur haben sie Kleider, Möbel und allerhand häusliches Gerät aus der alten Heimat bezogen, von dem zum Beispiel G. Greflinger noch in seiner Stadtbeschreibung vom Jahre 1674 ausdrücklich „weiß- und blaue Gefäße" als holländischen Import hervorhebt, sondern sie haben vor allem auch dem hamburgischen Gewerbe zu großem Aufschwung verholfen.

Ganze Industrien sind durch sie entweder überhaupt neu eingeführt oder doch erst zu hoher Blüte gebracht. So haben sie sich in Hamburg mit großem Erfolge als Textilarbeiter, Färber, Seidenweber, Hutmacher und Goldschmiede betätigt. Ihrer Initiative

ist es zu danken, daß die Zuckerbäckereien zwei Jahrhunderte lang eine der bedeutendsten und einträglichsten hamburgischen Industrien gebildet haben.

Nach alledem kann auch von den mancherlei Werken der bürgerlichen Kleinkunst und des Kunstgewerbes, die sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in größerer Zahl erhalten haben, nicht gesprochen werden, ohne daß dabei von vornherein auf einen sehr starken holländischen Einfluß und vielfach gerade in den wichtigsten Fällen direkt auf holländische Arbeit hingewiesen wird.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts kennen wir die Namen mehrerer holländischer Bildwirker, die ihre Kunstfertigkeit nach Hamburg übertragen haben. Das Kunstgewerbe-Museum besitzt einige ihrer größeren Arbeiten, und von kleineren Stücken sind besonders die Gobelin-Stuhlkissen bekannt, die sich im bäuerlichen Gebrauch der Nachbarschaft hier und da erhalten haben und die die lebendige und leistungsfähige Fortführung der Technik während des 17. Jahrhunderts bezeugen.

Eine selbständige und in ihren Arbeiten anerkannte Entwicklung hat unter deutlichem holländischen Einfluß auch die Töpferarbeit genommen. Früher war es in dieser Hinsicht so beschaffen gewesen, daß alle höheren Ansprüche durch den Bezug von rheinischem Steinzeug aus den bekannten Hauptorten von Köln, Raeren und Siegburg befriedigt werden mußten. Der Bedarf für Hamburg und sein Hinterland war so groß, daß die rheinischen Töpfer zu seiner Befriedigung ständig einen eigenen „Hamburger Zug“ auf die Reise schickten. Er setzte seine Waren hier ab und brachte neue Aufträge mit heim, so sind aus dem Nachlaß der Englandfahrer eine ganze Anzahl von Siegburger Steinzeugkrügen bekannt, die mit eigens geschnittenen Wappenmodeln mit der Jahreszahl 1595 offensichtlich im besonderen Auftrage gefertigt sind.

Auf diesem Gebiete der feineren Haustöpferei haben die Holländer nun einen entscheidenden Umschwung des Geschmackes herbeigeführt. Sie brachten ihre heimischen blau-weißen Fayencekrüge

ins Land, und ihrem Geschmack, wenn nicht ihrer unmittelbaren Einwirkung war es zu danken, daß nun auch in Hamburg selbst die Töpfer sich der Herstellung gleicher Geschirre zuwandten. Die von Kunstkennern hochgeschätzten Erzeugnisse dieser hamburgischen Töpferkunst des frühen 17. Jahrhunderts, überwiegend blau, teilweise unter bescheidener Zutat von Gelb dekoriert und oft mit Wappen der Stadt oder der Besitzer und mit der Jahreszahl bezeichnet, legen vielleicht mit am deutlichsten Zeugnis dafür ab, in welch starkem Maße die hamburgische Hauskultur des 17. Jahrhunderts von holländischer Art durchtränkt gewesen ist.

Die alteinheimische Kunst des Bronzegusses ist auch in dieser Zeit weiter in Blüte geblieben, um sich in der Anfertigung von Glocken, Mörsern, Leuchtern und ähnlichen Stücken zu betätigen. Einen neuen Mittelpunkt hatte das Gewerbe dadurch gewonnen, daß im Jahre 1549 von der Stadt eine Glocken- und Geschützgießerei begründet war in der Gegend, die noch heute durch den Straßennamen des Glockengießerwalles kenntlich gemacht ist. Eine große Anzahl Glocken und Geschützrohre sind dort gegossen, die von der großen Kunstfertigkeit ihrer Meister Benninck, Moller, Bieber und anderer lebendiges Zeugnis ablegen. Ob auch die beiden berühmten goldenen Kanonen vom Jahre 1643, die sich jetzt im Museum für hamburgische Geschichte und im Berliner Zeughause befinden, aus hamburgischen Werkstätten hervorgegangen sind, muß leider vorläufig noch zweifelhaft bleiben.

Neben dem Bronzeguß haben seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch sonst die Metallarbeiten in Hamburg einen großen Aufschwung genommen. Das gilt insbesondere von der wachsenden Kunstfertigkeit der Gold- und Silberarbeiter. Die Feinheit ihrer Werke ist ebenso groß wie die Menge dessen, was sie uns hinterlassen haben. Die Wertschätzung ihrer Kunstfertigkeit reichte weit über Hamburg hinaus, und sie sind dementsprechend auch für das Ausland mit vielen Aufträgen bedacht. Besonders nach dem Norden, nach Dänemark, Schweden und Norwegen, dann nach Ost-

deutschland und nach Rußland sind diese reichen hamburgischen Edelmetallarbeiten gegangen, und sie finden sich dort noch heute in manchem ansehnlichen Stück vertreten.

Wenn es dabei nun gilt, aus der stattlichen Reihe der hamburgischen Goldschmiede einen einzelnen besonders herauszuheben, so ist wohl keiner dieser Ehre so sehr würdig als Jakob Mores der ältere, der aus holländischer Familie gebürtig, im Jahre 1579 in Hamburg Meister wurde und zwischen 1610 und 1612 hier gestorben ist. Von ihm zu unterscheiden ist sein gleichnamiger Sohn Jakob Mores der jüngere, der erst 1604 oder 1606 Meister geworden, dann aber, nachdem er sich 1621 zusammen mit seinem Bruder Hans das nach ihnen genannte Mortzen-Haus, später Goßlersches Haus, am Alten Wandrahm erbaut hatte, bereits im Jahre 1622 vom Amte abgetreten ist, um bis zu seinem 1649 erfolgten Tode sich vor allem im Juwelenhandel zu betätigen.

Von Jakob Mores dem älteren kennen wir eine große Reihe seiner Arbeiten: Tafelgeräte, Pokale, Becher, Kannen und Krüge zum Teil in reichen figürlichen Formen. Wenn auch nicht im Original, so sind sie doch in eigenhändigen Werkstattzeichnungen des Meisters erhalten, die sich in der Ornamentstich-Sammlung des Berliner Kunstgewerbe-Museums befinden. Wohl erhalten aber sind die glänzenden Silberarbeiten, die er 1606 — zuletzt unter Beihilfe seines Sohnes — für König Christian IV. von Dänemark in die Schloßkapelle zu Frederiksborg als Altarschmuck lieferte. In dem großen Reichtum an Figuren und Zierat, in der Feinheit der Durchbildung und in der Wohlabgemessenheit der Verhältnisse zeigen diese Arbeiten den Meister auf der höchsten Höhe derzeitiger Leistungsfähigkeit. Laut verkündigt daher jenes Altarwerk, dem in seiner Art kaum ein Gegenstück an die Seite gesetzt werden kann, den Ruhm des Künstlers ebenso sehr wie den seines königlichen Auftraggebers.

Mores Nachfolger im Handwerk haben dann noch zwei volle Jahrhunderte lang die hamburgische Goldschmiedekunst in großer

Schaffenskraft und in hoher Blüte erhalten. Die vielen verschiedenen Meister, von denen wir nur noch Hans Lambrecht besonders namhaft machen, sind von nun an auch mit ihren Einzelwerken sicher — viel sicherer als im 16. Jahrhundert — in Beziehung zu setzen, da den Goldschmieden seit 1599 die Führung persönlicher Stempelzeichen zur Pflicht gemacht war.

Eine große Menge hamburgischer Edelmetallarbeiten ist uns aus dem 17. Jahrhundert bekannt. Sie zeichnen sich durchweg durch eine sehr ansehnliche Größe, besonders aber, zumal in der späteren Zeit, durch reiche Treibarbeit mit schwerem Blumen- und Rankenwerk aus. In ihnen lebt unter der Geschmacksrichtung des Barock derselbe nach Reichtum und Pracht strebende Geist, der auch auf dem Gebiete der Wohnungsausstattung zutage tritt.

Wir müssen es uns versagen, hier noch von den riesigen, mit Schnitzerei reich verzierten Hamburger Schränken näher zu reden, oder die wundervollen Stuckdecken des 17. Jahrhunderts zu schildern, deren üppiges Rankenwerk in oft unerschöpflicher Fülle und in weit aus der Fläche hervortretenden frei aufgesetzten Ornamenten die ganze Decke rings um das in lebhaften Farben gemalte Mittelbild überzog.

Das alles läßt sich hier nur andeuten. Es ergibt sich aber aus der ganzen Summe der Einzelheiten ein überaus form- und farbenvolles Bild, das Bild der reich und vielgestaltig entwickelten bürgerlichen Kultur Hamburgs, die das 17. Jahrhundert erfüllt, und deren Beginn mit der Aufnahme der Holländer in die Stadt am Ende des 16. Jahrhunderts zusammenfällt.

Der große wirtschaftliche Aufschwung Hamburgs war, wie wir uns erinnern, nicht zum Wenigsten der geschickten und weitblickenden Politik des Rates zu danken gewesen, die im rechten Augenblick neue wirtschaftliche und handelspolitische Möglichkeiten angebahnt hatte. Ein gleich hoher Ruhm ist der Ratsverwaltung nun auch auf politischem Gebiete zu zollen. In den schwierigen Verhält-

nissen des 30jährigen Krieges und in den stets bedrohlichen Beziehungen zu Dänemark hat sie sich durchaus bewährt.

Den dauernd aufrecht erhaltenen Hoheitsansprüchen der dänischen Könige hat Hamburg mit unerschütterlicher Zähigkeit widerstanden. Die Stadt hat sogar schon im Jahre 1618 ein Urteil des Reichskammergerichts errungen, das ihre Reichsunmittelbarkeit anerkannte und demgemäß die dänischen Ansprüche für nichtig erklärte. Dieses Urteil blieb allerdings nur auf dem Papier. Der ehrgeizige und energische König Christian von Dänemark, der zwei Menschenalter hindurch von 1588 bis 1648 an der Regierung war, hat Hamburgs Unterwerfung stets von neuem versucht, um damit zugleich einen wichtigen Schritt in der Erreichung seiner weiteren Pläne vorwärts zu kommen, die ihm die Herrschaft über das ganze Küstengebiet an den Mündungen der Elbe und Weser einbringen sollten. Um Hamburg lahm zu legen, hat er damals an der Niederelbe eine neue Stadt, Glückstadt begründet und von hier aus einen schweren Zoll von allen hamburgischen Schiffen auf der Elbe erhoben.

Hamburg hat demgegenüber während all der Wechselfälle des 30jährigen Krieges seinen Standpunkt trotz schwerer Einbußen behauptet. Schließlich ist Christian IV. tatsächlich unterlegen. Die Aufhebung des Glückstädter Zolles im Jahre 1645 ist das äußere Zeichen dafür. Um sie zu erreichen, hat Hamburg sich in Einzelheiten unterworfen und auch eine große Abfindungssumme gezahlt, aber immer hat man darauf bestanden, daß mit solchen Zugeständnissen in keinem Falle die Anerkennung der dänischen Landeshoheit oder die Aufgabe der hamburgischen Rechte auf dem Elbstrome verbunden sein sollten.

Gleichzeitig mit der Aufhebung des Glückstädter Zolles sind auch Christians weitere Pläne fehlgeschlagen. In demselben Jahre 1645, in dem jene erfolgte, mußte er die Stiftsgebiete von Bremen und Verden und mit ihnen die Hoheitsrechte über den Hamburger Dom an Schweden überlassen. Diese Verhältnisse sind dann im Westfäli-

schen Frieden bestehen geblieben, wodurch Schweden für 70 Jahre Hamburgs nächster Nachbar geworden ist, und auf diese Weise ist die Gefahr, von Dänemark doch endlich erdrückt zu werden, die vielleicht zu keiner Zeit für die Stadt so drohend gewesen ist wie in den Tagen Christians IV., endgültig beseitigt.

Wie sehr die Stadt dauernd bemüht gewesen ist, von den dänischen Ansprüchen loszukommen und diesen Standpunkt auch durch äußere Zeichen erkenntlich zu machen, dafür gibt es eine Anzahl augenfälliger Belege. So war zum Beispiel auf den älteren hamburgischen Münzen außer dem Stadtwappen noch das holsteinische Nesselblatt in einem kleinen Nebenwappen geführt worden. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ließ man es mit deutlicher Absicht verschwinden. Nicht minder deutlich aber ließ die Stadt ihre Meinung erkennen, als in den Jahren 1600 und 1649 neue Anbauten an das Rathaus nötig wurden. Um recht augenfällig zu zeigen, daß man nur den Kaiser als Herrn über der Stadt anzuerkennen gewillt sei, brachte man damals eine ganze Reihe von 21 Kaiserbildern bis auf Ferdinand III. an der Außenseite des Rathauses an, und um schließlich gar keinen Zweifel über den staatsrechtlichen Standpunkt der Stadt möglich zu lassen, hat man damals das an dem älteren Bau befindliche holsteinische Nesselblatt über dem Eingange dadurch verdeckt, daß man das hamburgische Wappen mit den drei Türmen davorsetzte.

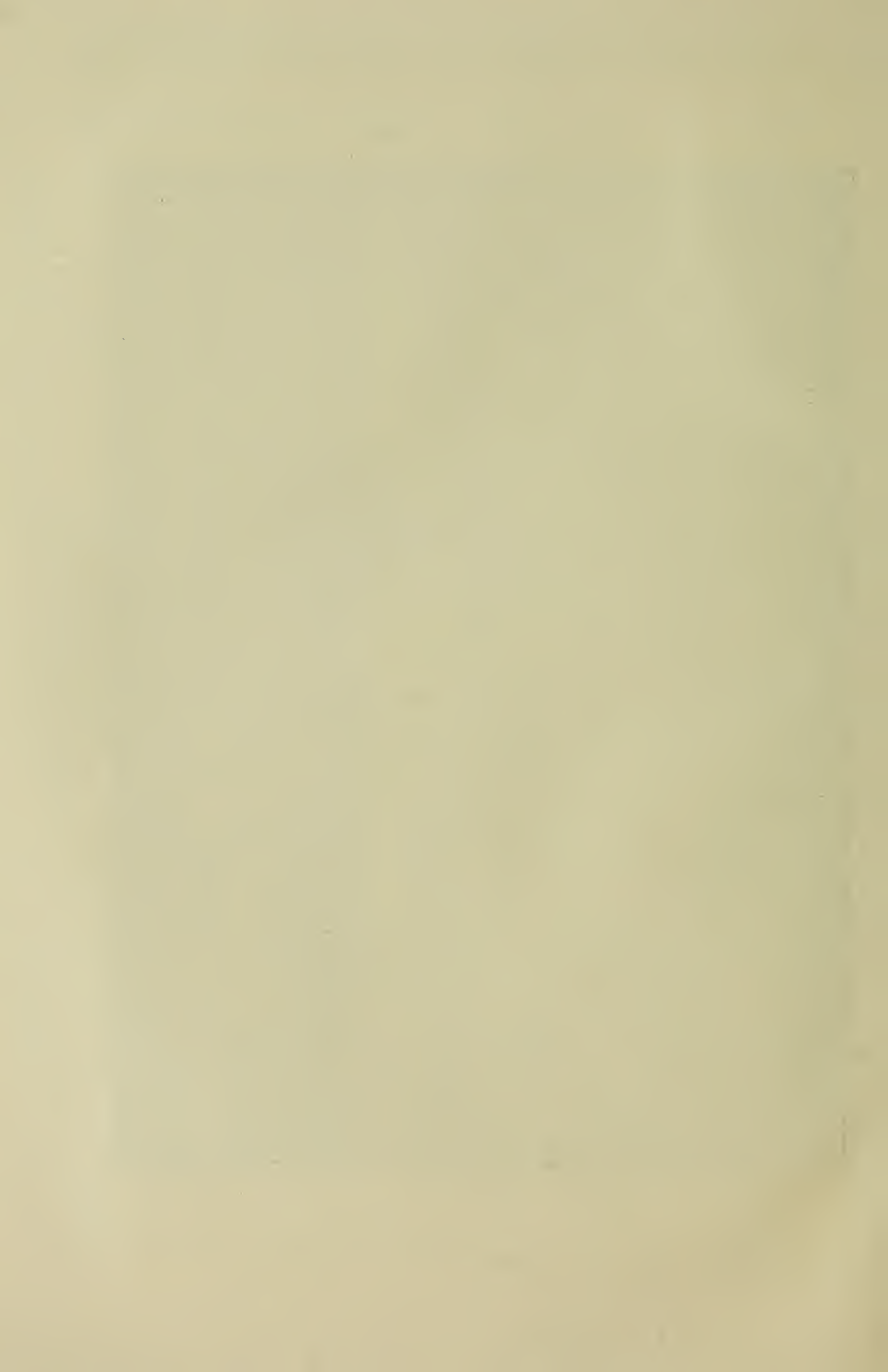
Wenn man nun am Schlusse des 30jährigen Krieges auf alle die Fährnisse dieser sturmbewegten Zeit mit dem Bewußtsein, sie ohne allzuschwere Schädigung überstanden zu haben, zurückschauen durfte, so war das freilich nicht allein der Geschicklichkeit der eigenen vom Rate geleiteten Politik oder dem guten Klange des Geldes zu verdanken, das über manche gefährliche Klippe hinweggeholfen hatte, sondern ebenso sehr dem Neide der Gegner untereinander, die sich gegenseitig den Gewinn der reichen Stadt mißgönnten, nicht zum mindesten aber auch den starken und allen Anforderungen damaliger Kriegskunst genügenden Befestigungswerken, mit denen die



Hamburg von der Elbseite gesehen.

Ende des 17. Jahrhunderts.

Nach einem Ölbilde im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



Stadt sich rechtzeitig geschützt hatte. Von diesen letzteren, die zugleich zu der Geschichte des Stadtbildes und der Topographie zurückleiten, bleibt hier noch Näheres zu berichten.

Die in der Mitte des 16. Jahrhunderts aufgeführten und mit einer beschränkten Anzahl von Rondellen versehenen Wälle hatten nur für kurze Zeit den Ansprüchen der Fortifikations-Technik genügt. Bei Beginn des 17. Jahrhunderts drängten die unruhigen Zeiten zu einer Modernisierung. So finden wir schon damals wieder neue Arbeiten, nachdem 1609 doppeltes Grabengeld und Handdienste von der Bürgerschaft zu diesem Zwecke bewilligt waren.

Auch in diesem Falle sind es wieder Holländer, die die Arbeiten als Ingenieure entscheidend beeinflußt haben. Im Jahre 1615 sind vier Rondelle auf Grund eines von dem Grafen Friedrich von Solms-Lich-Laubach erteilten ersten Gutachtens durch holländische Wallmeister umgebaut. Dann aber ist es vor allem der von dem Grafen Solms empfohlene niederländische Hauptmann Johann von Valckenburg gewesen, der einen ganz neuen Zug in die Arbeiten brachte. Dieser höchst bedeutende Festungsbaumeister, der auch die neuen Fortifikationspläne von Bremen entworfen hat und an der Befestigung von Braunschweig beteiligt gewesen ist, hat damals für Hamburg ein ganz neues Befestigungs-System nach einem großartigen und einheitlichen Plane aufgestellt und durchgeführt.

Valckenburg nahm bei seinem Entwurf vor allen Dingen von vornherein in großzügiger Weise Rücksicht auf das stete Wachstum der Stadt, das besonders das jetzige St. Michaelis-Kirchspiel schon im Ausgang des 16. Jahrhunderts, obwohl damals noch außerhalb der Festungswerke gelegen, stark in Bebauung genommen hatte. Zugleich aber wollte er auch eine etwaige Beschießung der Stadt von den an derselben Seite gelegenen Höhen des Eichholzes ein für allemal unmöglich machen. So zog er mit bewunderungswürdiger Tatkraft dieses ganze Gebiet mit in die neue Befestigungslinie hinein, indem er den Wall in einem großen Bogen mit um den neuen Stadtteil herumlegte. Um eine Verbindung der Nordwest- mit der

Ostseite zu erreichen, mußte er außerdem den Wall durch die Alster hindurchführen, und auf diese Weise hat er damals erst die Trennung der Binnen- von der Außen-Alster vollzogen.

Die ganze Befestigung bestand aus sehr hohen Erdwerken mit breiten Gräben voll aufgestauten Wassers. Zweiundzwanzig Bastionen verteilten sich auf den ganzen Umkreis der Stadt, und zwar lagen davon sieben auf dem Grasbrook, vier an der Ostseite, eine in der Alster, neun an der Nordwestseite und eine in der Elbe. Von diesen, für ihre Zeit ganz gewaltigen Werken war der Hauptwall bereits 1625 beendet. Zu seiner Besetzung wurde 1626 eine neue Wachordnung erlassen. Seine große Ausdehnung und die Unruhe der Zeit zwangen aber dazu, außer der Bürgerwache noch eine stehende Truppe von 2000 bis 3000 Soldaten anzuwerben. Eine große Reihe von eisernen und bronzenen Geschützen — im Jahre 1642 waren es 167 — hielten den ganzen Wall besetzt. In den Zeughäusern standen noch annähernd ebenso viel zur Verfügung, meist wohl in Hamburg selbst gegossen und in einigen Exemplaren bis auf unsere Zeit im Museum für hamburgische Geschichte erhalten.

Nach 1625 wurden dann in den Folgejahren die Außenwerke aufgeführt und das Ganze vervollständigt. Die früheste erhaltene Darstellung, die wir davon haben, der Stadtplan des Arend Pitersen von 1645, läßt die Arbeiten in ihrer vollen Durchführung erkennen. Aber auch nach dem 30jährigen Kriege sehen wir keinen Stillstand, es sind sogar in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu weiterem Ausbau der Festung noch zwei recht ansehnliche Werke ausgeführt, einerseits im Jahre 1679 das sogenannte „Neue Werk", das wahrscheinlich nach den Plänen des Artillerie-Kapitäns Bertrand de la Coste angelegt ist, und durch das nun auch die schon seit dem 16. Jahrhundert in Bebauung genommene Vorstadt St. Georg mit in die Befestigungslinie einbezogen wurde, andererseits der Bau der Sternschanze, der im Jahre 1682 durch Oberstleutnant Kempe begonnen und in den nächsten Jahren zu Ende

geführt wurde, ein Werk, dessen Befestigungswert sich schon wenige Jahre später bei dem Dänenüberfall trefflich bewährt hat. —

Durch Valckenburgs Befestigung war nun, besonders auf seiten der „Neustadt", eine gewaltige Stadterweiterung gewonnen. Sie wurde noch dadurch vermehrt, daß die alten Festungsbauten meist noch im 17. Jahrhundert abgebrochen wurden. Und so war die Möglichkeit geschaffen, daß schon während des 30jährigen Krieges, als durch starke Einwanderung ein großer Bevölkerungszuwachs erfolgte, die dadurch bedingte umfassende neue Bautätigkeit in Hamburg einsetzen konnte.

Die Bebauung der Neustadt, des Michaelis-Kirchspiels, brachte zugleich auch ein neues Moment in das Stadtbild, insofern hier auf dem höher gelegenen Baugrunde die Wasserstraßen, die Fleete, fehlten. Sie war daher zur Errichtung großer Kaufmannshäuser weniger geeignet, und so hat sich hier zum großen Teil das Kleinbürgertum angesiedelt. Es geschah meist in einfachem, aber dauerhaftem Fachwerkbau, und wir kommen mit diesem Hinweis auf unsere früheren Ausführungen zurück, in denen von der lange noch beibehaltenen Übung der Fachwerktechnik am Bürgerhause bereits die Rede war, und in denen auch die in gleicher Art ausgeführten öffentlichen Bauten erwähnt wurden, die Hans Hamelau, seit 1653 Bürger, seit 1659 Bau- und Zimmermeister des Stadtbauhofes, bis zu seinem um 1670 erfolgten Tode errichtet hat.

Am Kaufmannshause zeigt sich dagegen in dieser Zeit besonders der Steinbau in zunehmend starker Entwicklung. Hatte dabei in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts der Grundgedanke der Komposition zunächst noch ein deutliches Vorherrschen des Vertikalismus als Nachklang gotischer Bauformen gezeigt, so folgt darauf eine verhältnismäßig kurze Zeit reiner Renaissancegestaltung mit starkem Einfluß des holländischen Vorbildes. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist der 1619 erbaute Kaiserhof, dessen Fassade im Hofe des Kunstgewerbe-Museums wieder aufgebaut ist. Aber auch hier zeigen sich in Einzelheiten schon frühe Barockformen, wie denn

überhaupt entsprechend der gleichen Entwicklung, die auch der kunstgewerbliche Geschmack in Hamburg genommen hat, im Ornament eine frühe Neigung zum Barock und zu jenem schwülstigen Reichtum zutage tritt, der die Dekoration des Hauses während des ganzen 17. Jahrhunderts beherrscht.

Die Ausführung des Ornaments geschah in Sandstein. Demnach erfolgte also die Materialverteilung in der Weise, daß die Wandflächen in rotem Ziegelstein, die Schmuckformen dagegen in Haustein ausgeführt wurden, und so entwickelte sich der hamburgische Ziegelhausteinbau, der für das 17. Jahrhundert so charakteristisch ist, und der auch im 18. Jahrhundert noch andauert.

Alles in allem muß für das 17. Jahrhundert eine sehr starke Zunahme des Steinbaues festgestellt werden, und dem entspricht es denn durchaus, wenn im Jahre 1685 der Breslauer Ratsherr Ernst Philipp Sachs von Löwenheim, der auf einer Reise nach Hamburg kam, mit zutreffender Charakterisierung der volkstümlichen Steinbauweise in sein Tagebuch schrieb: „Hamburg ist eine sehr große Stadt mit feinen gemauerten auf holländische Art gebaueten Häusern, nur daß sie wegen so vieler Fenster auf die niedersächsische Structur inclinieren."

An besonders hervorragenden Bauten war, wie erwähnt, das Bild der Stadt am Ende des 16. Jahrhunderts dadurch entscheidend festgelegt worden, daß drei Kirchen, St. Nikolai, St. Katharinen und St. Jakobi neue Turmbauten erhalten hatten. Auch in dieser Hinsicht brachte die Mitte des 17. Jahrhunderts wieder eine bedeutende Veränderung, und wieder ist es ein einzelner Mann, der aus dem Vogtlande stammende Zimmermeister Peter Marquard, der die wichtigen Arbeiten alle in seiner Hand vereinigt.

Der im Jahre 1593 erbaute Turm der Nikolaikirche mußte schon 1644 wegen Baufälligkeit wieder abgebrochen werden. Marquard hat ihn in den Jahren 1656—1657 neu erbaut in der charakteristischen Form mit der doppelten Laterne und der auf einem Kugelkranze ruhenden Spitze, die bis zu dem großen Brande von 1842

die Erscheinung der Kirche und das Bild der ganzen Stadt so deutlich beherrscht hat. Als daran dann im Jahre 1663 das nach holländischem Geschmack angebrachte Glockenspiel eingeweiht wurde, hatte der Baumeister inzwischen bereits einen zweiten Turm fertiggestellt. Das ist der zierliche Katharinen-Kirchturm mit dem vergoldeten Krönlein, den Marquard 1657—1659 als Ersatz für die durch einen Sturm heruntergeworfene ältere hölzerne Turmpyramide errichtete, und der mit seinen feinen und klar gegliederten Formen bis auf diesen Tag doch wohl die köstlichste Perle im Kranze der hamburgischen Kirchtürme bildet.

Einen ganz neuen Kirchenbau machte das rasche Anwachsen der ursprünglich zum Nikolai-Kirchspiel gehörenden Neustadt nötig. Auf dem dort befindlichen Begräbnisplatze war schon 1600 eine kleine Kapelle vorhanden gewesen, und an deren Stelle war dann 1606 eine Kirche mit kleinem Turm erbaut worden. In bemerkenswerter, aber unzweifelhafter Nachwirkung katholischen Brauches, der die Friedhofskirchen gern dem Erzengel Michael weiht, ist für jene Kirche seit 1612 der Name Michaeliskirche belegt. Als dann 1647 die Abtrennung von der Nikolaikirche und die Begründung eines eigenen Kirchspiels erfolgt war, da wurde in den Jahren 1649 bis 1661 die erste große Michaeliskirche nach den Plänen des Baumeisters Christoph Corbinus aus Altona erbaut. Nach des Corbinus Tode — um 1652 — hat Marquard die Bauleitung übernommen und die Kirche mit dem Turmbau zu Ende geführt.

Außer diesen Arbeiten an den Hauptkirchen mag noch hervorgehoben werden, daß sich auch sonst im 17. Jahrhundert ein vermehrtes kirchliches Bedürfnis wiederholt erkennen läßt. So ward schon 1629 die Kirche von St. Georg zur Pfarrkirche erhoben, 1682 wurde die Kirche von St. Pauli geweiht, und auch die St. Annen-Kapelle auf dem Grasbrook ist in dieser Zeit entstanden.

Wenden wir uns zur Betrachtung der Geschichte von Kunst und Wissenschaft und fassen dabei zunächst die Werke der hohen Kunst

ins Auge, so ist auf diesem Gebiete nach einer Richtung ein offenbarer Rückgang seit den Tagen der Reformation zu verzeichnen. Für plastische Arbeiten hat es seit dieser Zeit an großen Aufgaben gefehlt. Zwar hat die protestantische Bevölkerung die überkommenen Kirchenbilder noch lange mit Ehrfurcht gehütet, und noch im 17. Jahrhundert werden die „Antiquiteten" der Kirchen wiederholt rühmlichst erwähnt. Was aber neu hinzu kam, das blieb auf ganz bestimmte Gebiete beschränkt. Eine besondere Hervorhebung verdient darunter vor allem die mit Alabasterfiguren geschmückte schöne Kanzel der Katharinenkirche, die um die Mitte des 17. Jahrhundert von einem, wie es scheint dem Namen nach unbekannten Meister errichtet worden ist. Eine ähnliche Arbeit war die Taufe von St. Petri, die bei dem Brande von 1842 zugrunde ging. Sie war 1638 von Maximilian Steffens geschaffen. Die daran befindlichen Alabasterfiguren sind an der jetzigen Kanzel von St. Petri wieder verwandt. Zwei Bruchstücke befinden sich im Museum für hamburgische Geschichte.

Eine besondere Gattung von Kunstwerken, die hier genannt werden müssen, sind endlich noch die Epitaphien. Dieselben haben sich schon im 16. Jahrhundert zu einem stattlichen architektonischen Aufbau mit umfangreichem Wappenschmuck und schöner figürlicher Darstellung, fast regelmäßig mit den Bildern der Verstorbenen unter dem Kreuze Christi, entwickelt. Ein charakteristisches Werk dieser Art, aus der alten Nikolaikirche stammend, ist im Museum für hamburgische Geschichte erhalten. Vor allem aber hat die Katharinenkirche einen ansehnlichen Schatz von Epitaphien bis heute bewahrt. Dieselben lassen in ihrer Gesamtheit erkennen, wie diese Art von Gedächtnistafeln bis in das 18. Jahrhundert hinein in Übung geblieben ist, wie die Form ihrer Ausführung sich vom architektonischen Aufbau allmählich zur ornamentalen und pflanzlichen Umrahmung entwickelt, und wie demgemäß die Anfertigung mehr und mehr aus den Händen des Steinmetzen in die des Malers und Bildschnitzers hinübergleitet.

Neben diesen genannten besonderen Arten von plastischen Werken sind bemerkenswerte freifigürliche Arbeiten größeren Stiles seit dem 16. Jahrhundert nur sehr wenig ausgeführt. An Steinfiguren wüßten wir nur die Hl. Katharina an der Südseite der Katharinenkirche und die stark aufgearbeitete Figur des Hl. Nikolaus zu nennen, die über dem Nordportal der neuen Nikolaikirche wieder aufgestellt ist, endlich auch die halblebensgroße Jakobusfigur vom alten Jakobi-Pastorenhause, die jetzt am Neubau der Pastorenhäuser an der Steinstraße in vorteilhafter Weise zur Geltung gebracht ist. Von Holzarbeiten des 18. Jahrhunderts wären schließlich noch die beiden großen Figuren hervorzuheben, die den wirkungsvollen Altar- und Kanzelaufbau der St. Georger Kirche flankieren.

Bei der Besprechung der Werke hamburgischer Malkunst erinnern wir uns zunächst, daß wir schon an den Bildern der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen holländischen Einfluß feststellen konnten. Derselbe ist zwei Jahrhunderte lang in Geltung geblieben. Nur um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir eine kurze Unterbrechung dieser Strömung. Unter der offenbaren Wirkung der Reformationsbewegungen macht sich um 1540 das Vorbild der Schule Cranachs in der hamburgischen Malerei geltend, und es ist gewiß bemerkenswert, daß im Jahre 1542 Lucas Cranach selbst vom hamburgischen Rat beauftragt wurde, ein leider verlorenes Bild mit der Darstellung der Belagerung Wolfenbüttels, an der die städtischen Truppen beteiligt waren, anzufertigen.

Aber schon um 1560 setzt der niederländische Einfluß mit neuer Kraft ein, wie die jetzt in der Kunsthalle befindliche 1563 von dem Hamburger Franziskus Franck gemalte Kreuzschleppung aus der Petrikirche beweist. Vor allen Dingen kommen mit der großen Zuwanderung der Niederländer eine ganze Reihe von Malern persönlich nach Hamburg. Namen wie Jan Greve, Joachim Löwe, Franz Hogenberch, Joachim von Zwolle, Jan Dirickſen aus Campen, Samuel und Daniel Frese, Ägidius Coignet sind unter ihnen aus-

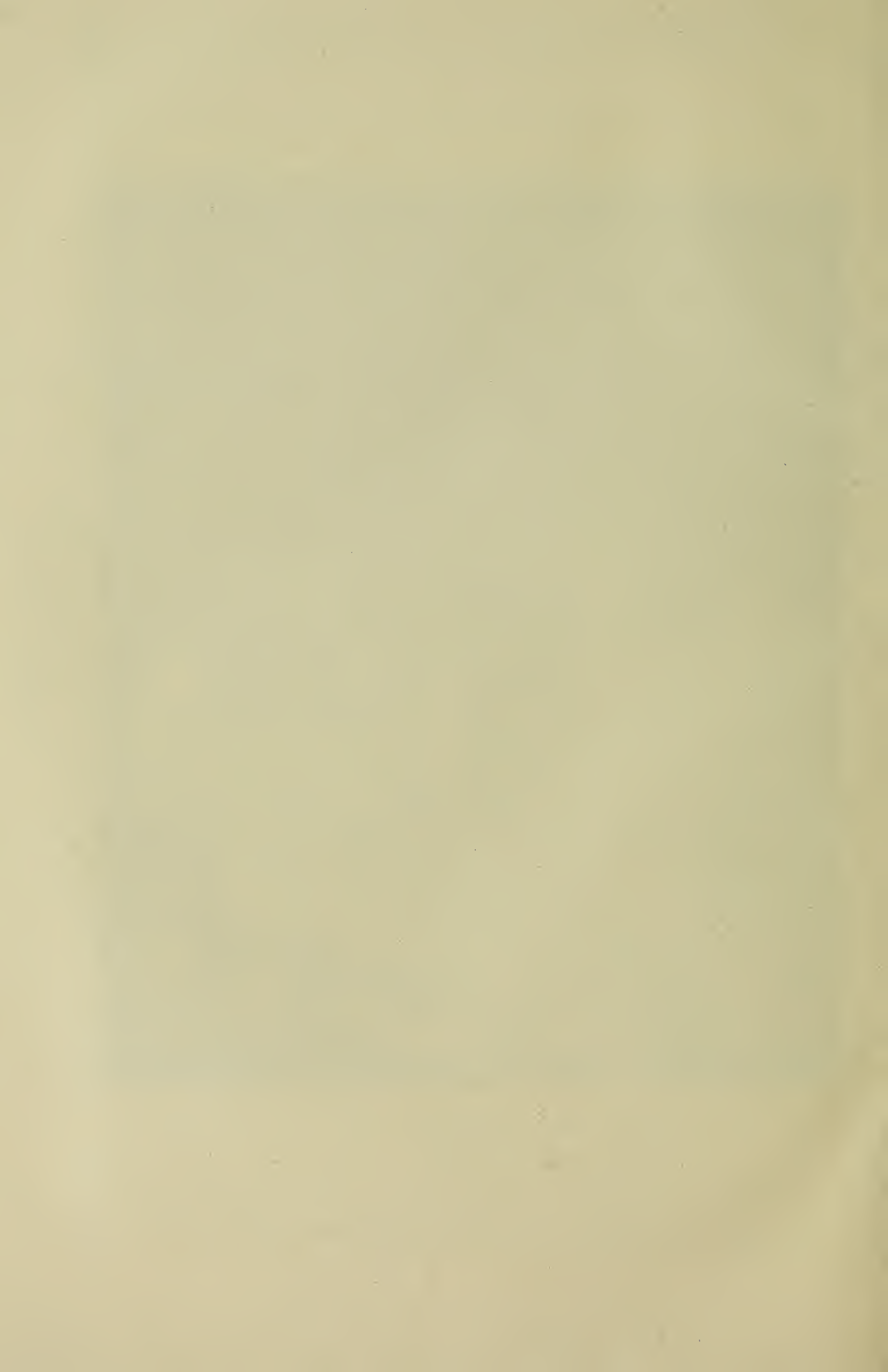
drücklich bezeugt. Ferner ist in ihrer Reihe nochmals der schon einmal genannte Goldschmied Jakob Mores d. Ä. zu nennen, der sich auch als Holzschnitt-Illustrator betätigt hat, sowie Hans Vredemann de Vries, der 1591 aus Antwerpen zuwanderte, und von dem in Hamburg Arbeiten urkundlich nachgewiesen sind.

Kein Wunder, daß eine solche Anzahl schaffender Künstlerpersönlichkeiten den holländischen Einfluß, der, wie wir sahen, die Stadtkultur jener Zeit an und für sich schon auf unendlich vielen Gebieten ganz durchtränkt hatte, nun auch in der Malerei voll zur Geltung brachte. Auch im 17. Jahrhundert ist er in den Werken von David Kindt (1580—1652) und Ottomar Elliger (1633 bis 1679) noch durchaus maßgeblich geblieben. Hand in Hand mit ihr geht zeitweilig eine auffallende Einschränkung der künstlerischen Tätigkeit, insofern diese nicht auf alle Zweige der Malerei gleichmäßig ausgedehnt wird. Das Bildnis steht durchaus im Vordergrunde, wofür die von Kindt gemalten Porträts des Senator Rudolf Amsinck und seiner Frau Elisabeth vom Jahre 1604 und das der Gertrud Moller vom Jahre 1618 als Beleg dienen mögen. Um ein Porträt handelt es sich auch bei dem ehemals im Dom, jetzt in der Jakobikirche befindlichen Bilde des „reichen Mannes mit dem Tode", das Kindt 1622 gemalt hat. Dasselbe hat eine gewisse lokale Berühmtheit erlangt durch die doppelreihige lateinische Inschrift, die — über das dazwischen gestellte Wort „super" von oben nach unten gelesen — den Spruch ergibt: „O superbe, Mors super te! Cur superbis? Deus super nos Negat superbis Vitam supernam", und die durch die beigefügte deutsche Übersetzung erklärt wird: „O Du Houerdige, de dodt is aver dy, worume bistu Houerdige. Godt aver uns. Godt weygert den Houerdigen dat Ewige levent".

Ein starker Aufstieg der hamburgischen Malerei erfolgt um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Wenn auch noch immer unter holländischem Einfluß, erwächst sie nunmehr zusehends zu selbständiger Kraft, und so entwickeln sich neben den holländischen Zuwan-



„Der Spaziergang“ von Matthias Scheits. Um 1680.
Im Besitz der Kunsthalle.



derern wie dem Bildnismaler Luhn und dem Landschafter Waterloo jetzt auch hamburgische Talente zu großer Bedeutung. Diese übernehmen sogar in Männern wie Jurian Jakobs und Matthias Scheits, die beide in Hamburg geboren sind, die Führung. In ihren Arbeiten erweitert sich zugleich auch das Stoffgebiet der hamburgischen Malerei wieder ganz gewaltig, so daß um diese Zeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Tat alles, was an geistlichen und weltlichen Stoffen überhaupt darstellungswürdig erschien, in Hamburg gemalt und gezeichnet ist.

Wie sehr man damit den Wünschen des wohlhabenden und lebensfreudigen hamburgischen Bürgertums jener Zeit entgegenkam, das beweist die Tatsache, daß die Maler mit ihren Werken einen sehr großen Absatz fanden, und daß die Ausstattung mit Ölbildern um jene Zeit auch in den weiteren Kreisen des Bürgertums zu den selbstverständlichen Anforderungen der häuslichen Einrichtung gerechnet wurde.

Schon Jurian Jakobs ist stofflich sehr umfangreich. Er malte Bildnisse und Landschaften, Sittenbilder und Stilleben, und er wußte seine Bilder in großer farbiger Schönheit zu gestalten, wofür das malerisch bewunderungswürdige Bild eines Kalbsviertels in der Kunsthalle einen mehr als glänzenden Beleg bietet.

Noch vielseitiger aber als Jakobs ist Matthias Scheits, von dem wir außer seinen Gemälden noch ein sehr großes Werk von Radierungen, Illustrationen und Handzeichnungen besitzen. Er hat in Haarlem bei Phil. Wouwerman gelernt, und so vermischen sich bei ihm fremde Einflüsse mit dem Heimischen. Holländische Motive begegnen vielfach in seinen Handzeichnungen mit Bauernszenen und volkstümlichen Darstellungen. Daneben aber tritt in seinen umfassenden Sittenschilderungen doch auch sehr stark der Einfluß der niederelbischen Verhältnisse zutage. Es ist daher gewiß berechtigt, wenn Lichtwarck darauf hinweist, daß Scheits stofflich wirklich Heimatkunst getrieben habe. Bis zu welchem Grade das der Fall ist, muß freilich in den Einzelheiten noch näher untersucht werden.

Scheits hat in seinen Bildern zunächst solche aus dem Bauernleben und solche mit biblischen Stoffen bevorzugt. Zu den letzteren gehören zum Beispiel die beiden aus der Jakobikirche stammenden, jetzt in der Kunsthalle befindlichen Bilder des Todes und des Abendmahls. Erst später, um 1680, hat der Künstler sich mehr den Gesellschaftsbildern mit Picknickszenen am Waldesrand oder mit der Darstellung spazierender Liebespaare zugewandt. Den größten Einfluß aber hat Scheits durch seine Bibelillustrationen gewonnen, mit denen er die 1672 bei Stern in Lüneburg erschienene Bibel ausstattete. Diese Bilder eben sind es gewesen, die jener Bibel eine sehr weite Verbreitung im ganzen protestantischen Deutschland verschafft, und die sie noch im ganzen Verlauf des 18. Jahrhunderts beliebt gemacht haben. Immer wieder sind sie auch zur Ausstattung kunstgewerblicher Erzeugnisse als Vorlagen benutzt, ein Umstand, aus dem der nachhaltig große Erfolg, den Scheits mit jenen biblischen Bildern errungen hat, vielleicht am allerdeutlichsten hervorgeht.

Nach dem Aufschwunge der hamburgischen Malerei in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tritt dann im 18. Jahrhundert, ohne recht ersichtlichen äußeren Grund, bald wieder ein offenbarer Niedergang ein. Vor allem geht die Vielseitigkeit der Stoffe mehr und mehr verloren, so daß zum Beispiel das reiche gesellschaftliche Leben des 18. Jahrhunderts leider malerisch nur wenig bearbeitet worden ist. Nur das Bildnis bleibt auch in dieser Zeit noch weiter in Blüte. So haben Balthasar Denner († 1749) und dessen Schwager Dominikus van der Smissen († 1760) uns eine große Reihe trefflicher Bildnisse hinterlassen, in denen sie uns inhaltlich die Kenntnis von der äußeren Persönlichkeit vieler bedeutender Männer des 18. Jahrhunderts überliefert und mit denen sie Hamburg im deutschen Kunstleben ihrer Zeit nicht unwürdig vertreten haben.

Jens Juel, der 1802 als Akademie-Direktor in Kopenhagen gestorben ist, und Wilhelm Tischbein, dessen Leben erst 1829 in Eutin seinen Abschluß fand, haben dann auch noch am Ausgange des

18. Jahrhunderts die hamburgische Bildnismalerei in namhafter Weise weiter entwickelt. Im übrigen aber hat die reiche Erbschaft des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Malerei im Hamburg des 18. Jahrhunderts nicht die gleich intensive und vielseitige Fortsetzung gefunden, die wir in dieser Zeit von anderen Gebieten der geistigen und ästhetischen Kultur in so hervorragendem Maße zu rühmen haben werden. —

Für die Geschichte des geistigen Lebens in Hamburg hatte, wie wir uns erinnern, eine neue Epoche mit der Durchführung der Reformation begonnen. Der große materielle Aufschwung der Stadt war dann dem allgemeinen Bildungsstreben der Bevölkerung wesentlich zugute gekommen, und so ist in dieser Rücksicht abermals am Anfange des 17. Jahrhunderts von einem entscheidenden Ereignis zu berichten. Im Jahre 1610 ward ein Gedanke, den schon Bugenhagen angeregt hatte, von neuem aufgegriffen durch den Beschluß, ein „akademisches Gymnasium" zu begründen, dessen feierliche Eröffnung bereits im Jahre 1613 vollzogen werden konnte.

Die neue Anstalt sollte die Übergangsstufe vom Gymnasium, dem Johanneum, zur Universität sein. Wie der Wortlaut des Ratsantrages vom 10. August 1610 an die Bürgerschaft besagte, sollte sie es ermöglichen, daß „wenn die studierenden Jünglinge nach Akademien kämen, dieselben sich nicht lange mit Philosophicis aufhalten dürften und vielmehr sofort ad Facultates schreiten könnten". Was man auf diesem Wege erreichte, das war eine kleine philosophische Fakultät von vier, später sechs Professuren. Ihr Charakter bestand bezeichnenderweise darin, daß — wie Büsch noch im 18. Jahrhundert gerühmt hat — in ihr mit Ausschließung der Brotstudien alle diejenigen Wissenschaften gepflegt wurden, durch die junge Männer zu allgemeiner Bildung gelangen könnten.

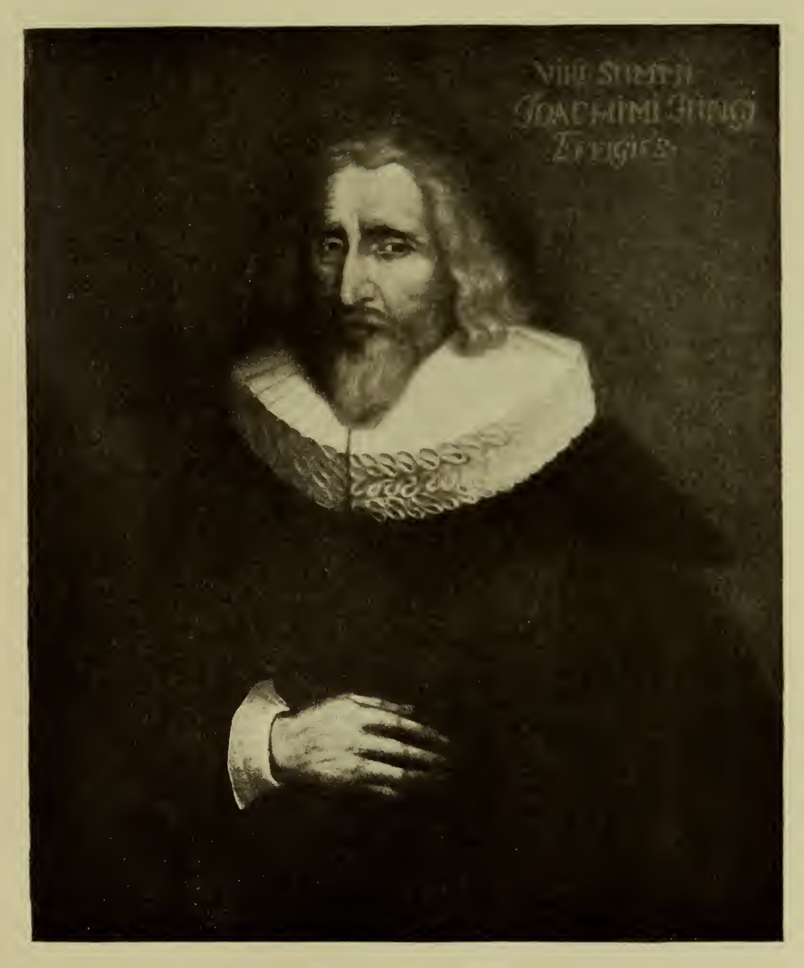
Auf dieser Grundlage hat das akademische Gymnasium dann sehr rasch einen großen Aufschwung genommen, so daß es schon im Anfange des 30jährigen Krieges als eine der ersten deutschen Bildungsanstalten angesehen war. Das Verdienst aber, die junge

Anstalt so rasch zu solcher Bedeutung gebracht zu haben, gebührt unter den Professoren vor allem einem einzelnen Manne, Joachim Jungius.

Jungius, der Doktor der Mathematik und der Medizin, war zu Lübeck im Jahre 1587 geboren und hatte schon in Gießen, Rostock und Helmstedt Professuren, abwechselnd für Mathematik und für Medizin, bekleidet. 1629 wurde er zum Rektor des akademischen Gymnasiums ernannt, und er hat dieses Amt — zeitweilig zugleich mit dem Rektorat des Johanneums — bis zu seinem im Jahre 1657 erfolgten Tode rühmlichst verwaltet. Ein überaus vielseitiger Mann, hat er außer Mathematik und Medizin sich auf den Gebieten der Logik, Physik und Metaphysik, der Botanik, Entomologie und Mineralogie mit Erfolg betätigt. Unter den Erneuerern der Naturwissenschaften als Vorläufer Linnés gerühmt, zählt er zu den größten deutschen Gelehrten des 17. Jahrhunderts und ist als solcher noch von Männern wie Leibniz und Goethe bewundert worden. Sein Name allein hat viele Studenten und Gelehrte nach Hamburg gezogen. Mit seinem Ruhme aber wuchs auch der des von ihm geleiteten akademischen Gymnasiums.

Naturwissenschaften, Mathematik und Geschichte sind in dieser Zeit an der Anstalt aber außer durch Jungius auch sonst noch durch namhafte Vertreter gelehrt worden, so die Mathematik durch Tassius, den wir später nochmals als Büchersammler zu nennen haben werden, und durch seinen Schüler Vagetius, so die Geschichte besonders durch P. Lambeck, der auch dem Gebiete der heimischen Geschichtsschreibung seine Studien mit Erfolg zugewandt hat.

Rechnet man zu dieser Arbeit der schulmäßig tätigen Professoren noch die Wirksamkeit geistig hervorragender Persönlichkeiten, die sich sonst in Hamburg in Lehre und Forschung hervortaten, so unter den Pastoren die des phantasievollen und redegewandten Hauptpastor von St. Jakobi, Balthasar Schuppius, oder unter den meist weitgereisten und welterfahrenen Juristen die des 1680 verstorbe-



Prof. Joachim Jungius 1587—1657.

Seit 1629 Rektor des Akademischen Gymnasiums. Nach einem Ölbild im Besitz der Stadtbibliothek.



nen Bürgermeisters Dr. Broderus Pauli — nimmt man ferner dazu, daß auch die medizinischen Studien von deutschen, holländischen und jüdischen Ärzten gepflegt wurden, unter denen besonders der Stadtphysikus Paul Marquard Schlegel hervorragt, und daß hier schon 1642 ein anatomisches Theater begründet wurde und anatomische Vorlesungen gehalten sind, so erhält man aus alledem das Bild eines so blühenden Geisteslebens, wie es in den dreißig Jahren des großen Krieges und in den unmittelbar darauffolgenden Zeiten in Deutschland kaum seinesgleichen hat.

Nicht zum wenigsten war diese reiche Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens in Hamburg dadurch möglich geworden, daß sie außer an dem akademischen Gymnasium noch an einer weiteren Bildungsstätte, an der Stadtbibliothek, ihren Rückhalt fand. Schon in dem gleichen Jahre 1610, in dem das akademische Gymnasium begründet war, hatte sich der Senator und spätere Bürgermeister Sebastian von Bergen, ein weitgereister Mann und gewandter Politiker, zur Begründung einer öffentlichen Bibliothek bevollmächtigen lassen.

Die Anfänge waren zunächst nur klein. Dann aber kam um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine raschere Entwicklung durch einige große Schenkungen, die zugleich dazu beigetragen haben, die Geschichte der Bibliothek auf das Engste mit der hamburgischen Gelehrtengeschichte zu verknüpfen. Der erste große Zuwachs bestand darin, daß ihr die Bücherei ihres Gründers, des Bürgermeisters Sebastian von Bergen, zufiel, sowie die mit dieser vereinigte Bibliothek des gelehrten Kaland-Dekans am Domstift Friedrich Lindenbrog, der von Bergens Witwe geheiratet hatte, der als Geschichtsforscher und Rechtshistoriker geschätzt ist und der auch als einer der ersten die deutsche Sprachforschung wissenschaftlich betrieben hat.

Eine weitere sehr ansehnliche Stiftung kam von seiten des schon genannten Joh. Adolf Tassius, der 1585 in Verden geboren war, und der nach umfänglichen Reisen durch Frankreich, Italien und

England im Jahre 1629 zum Professor der Mathematik am akademischen Gymnasium berufen wurde. Tassius hat der Stadtbibliothek schon im Jahre 1640 seine eigene Büchersammlung gegen eine Rente überlassen, und er hat ihr bei seinem Tode 1654 auch seine Manuskripte testamentarisch überwiesen, wodurch der Anstalt ein trefflicher Besitz an mathematischen Werken zufiel.

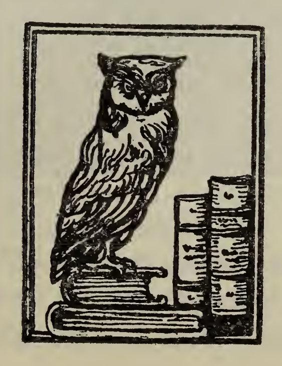
Schließlich muß als weiteres ansehnliches Erbe, das der Bibliothek um diese Zeit erwuchs, noch der Nachlaß des Lukas Holstenius genannt werden. Im Jahre 1596 in Hamburg geboren, hatte sich dieser Mann auf weiten Reisen eine umfassende Bildung erworben. Leider ging seine Kraft für Hamburg verloren. Zum Katholizismus übergetreten, ist er in Rom Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek geworden, und als solcher hat er eine sehr angesehene Stellung eingenommen. Häufig ist er zu diplomatischen Missionen verwandt. So ist er es gewesen, der die katholisch gewordene Königin Christine von Schweden 1655 nach Rom geleitet hat, wie er denn auch sonst wiederholt mit Bekehrungsaufträgen betraut worden ist. Trotz dieses merkwürdigen Lebensganges, der ihn der Heimat so sehr entfremdete, hat er aber der Vaterstadt die alte Anhänglichkeit bewahrt, und er hat sie dadurch betätigt, daß er bei seinem Tode 1661 der Stadtbibliothek zu Hamburg einen Teil seiner umfangreichen Handschriften-Sammlung hinterließ.

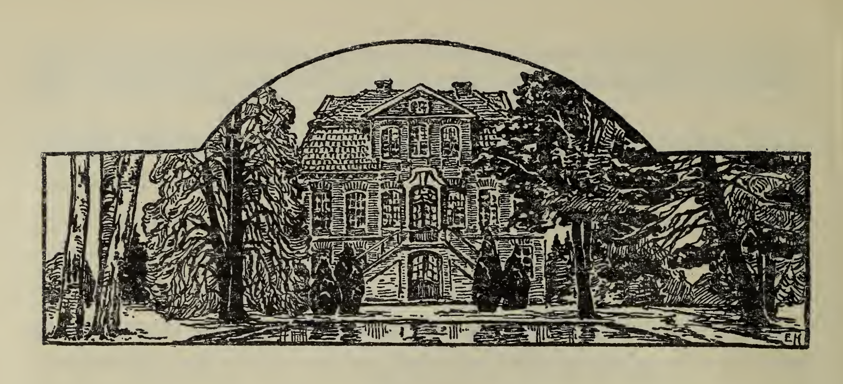
Durch diese Reihe von Vermächtnissen, zu denen außerdem noch die große Bibliothek von Jungius hinzukam, war die Stadtbibliothek in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens bereits zu einem ansehnlichen Besitzstande gelangt. Nachdem sie mit der des Johanneums vereinigt war, wurden für sie schon 1649 Räume im alten St. Johanniskloster eingerichtet, wo sie dann fast zwei Jahrhunderte hindurch ihren Sitz gehabt hat, und wo sie sich seitdem mehr und mehr zum festen Rückhalt für alle wissenschaftliche Arbeit in Hamburg entwickelt hat.

Das akademische Gymnasium und die Stadtbibliothek gemeinsam haben auf die Entwicklung des hamburgischen Geisteslebens

den vorteilhaftesten Einfluß ausgeübt. Sie haben die weitere Pflege des heimischen Buchdrucks gefördert, und unmittelbar haben sie den Buchhandel befruchtet, dessen hamburgischen Vertretern wir mitten im 30jährigen Kriege wiederholt auf der Frankfurter Messe begegnen. Diesen Einflüssen in Verbindung mit den Bedürfnissen des Handels ist es auch zuzuschreiben, daß in Hamburg schon in der ersten Hälfte des Krieges die literarische Neuerscheinung der Zeitungen auftritt, die sich damit zu den ältesten Zeitungen in Deutschland überhaupt gesellen, die seitdem aber ein ununterbrochen starkes Wachstum gewonnen und für das geistige Leben der Stadt eine nicht zu unterschätzende Bedeutung errungen haben.

Auf dem Grunde einer kaufmännisch und gewerblich reich entwickelten materiellen Kultur hat sich so im Laufe des 17. Jahrhunderts in Hamburg ein vielseitig bewegtes geistiges Leben in reicher Blüte entfaltet. Und das ist vor allem das Rühmenswerte dabei, daß gelehrte und weltmännische Bildung sich hier zu lebendiger Vereinigung in einer Weise zusammenschlossen, die im höchsten Sinne vorbildlich war, und die in keiner deutschen Stadt jener Zeit in gleichem Maße gefunden wird. So nur war es möglich, daß Hamburg nach dem 30jährigen Kriege — wie Gervinus mit Recht hervorgehoben hat — im deutschen Geistesleben in die Stelle einzurücken begann, die vor dem großen Kriege Städte wie Straßburg und Nürnberg eingenommen hatten.





6. Kapitel.

Hamburg als Vorort deutscher Kultur im 18. Jahrhundert.

Die günstigen äußeren Verhältnisse, unter denen sich Hamburg seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in so gewaltigem Aufschwunge entwickelt hatte, blieben nicht immer die gleichen. Schon bald nach dem Schluß des 30jährigen Krieges machte sich eine Wendung bemerkbar, und zwar zunächst im Innern.

Mit dem starken Wachstum der Stadt war das stetig sich mehrende Bürgertum mit mancherlei neuen treibenden Kräften und natürlich auch mit vielen unruhigen Köpfen erfüllt. Während des großen Krieges hatten die von außen drohenden Gefahren es freilich nicht zu inneren Unruhen kommen lassen. Nach dem Kriege aber änderte sich das. Jetzt regte sich das in dem großen Elend der Zeit wohlhabend gebliebene oder erst neuerdings reich gewordene Bürgertum, stolz auf seinen Besitz und auf sein Können, von neuem. Mit zunehmender Kraft strebte es nach einer Ausbildung der Verfassung im demokratischen Sinne. Es gelang ihm, in dem Wahlrezeß von 1663, in dem der Rat auf 24 Mitglieder einschließlich der vier Bürgermeister festgesetzt wurde, das Selbstergänzungsrecht dieser obersten Behörde dahin zu beschränken, daß bei jeder Neuwahl ein Aufsatz von drei Personen aufgestellt und daraus die Entscheidung durch das Los getroffen werden sollte.



Barthold Heinrich Brockes. 1680—1747.

Ölbild von Denner. Im Besitz der Kunsthalle.



Nach diesem Erfolge drang nun die demokratische Partei mit raschen Schritten von einem Anspruch zum andern und von einem Siege zum andern vor. Wiederholt hat sie in den nächsten 20 Jahren die Absetzung von Ratsherren, die ihr nicht genehm waren, durchgesetzt, und als ihr endlich auch im Jahre 1684 der tüchtige Bürgermeister Meurer weichen mußte, da war die Macht des Rates zunächst überhaupt gebrochen.

Unter der Führung von Hieronymus Snitger und Cordt Jastram übten die bürgerlichen Kollegien fast zwei Jahre lang die Alleinherrschaft aus. Zu den inneren Schwierigkeiten aber gesellten sich in dieser schlimmen Zeit noch die äußeren. Als man nämlich von Reichs wegen sich anschickte, dem Rat und insbesondere dem vertriebenen Bürgermeister Meurer zu Hilfe zu kommen, da ließen sich Snitger und Jastram in Verhandlungen mit dem alten Feinde der Stadt, mit Dänemark ein.

Über das staatsrechtliche Verhältnis zu Dänemark schreibt im Jahre 1670 der Ostfriese Ulrich v. Werdum in sein Reisetagebuch das folgende: „Die Stadt Hamburg hält sich vor ein freye Reichsstadt. Der König von Dennemarck aber wolte gern eine gräfliche zum Schauenburgischen gehörige Landstadt davon haben. Sie huldigt dem König, doch mit Vorbehalt ihrer Rechten und Privilegien. Darüber sie gemeinlich mit dem königlich dänschen Hoff in Zwiespalt gerahten."

Diese Notiz charakterisiert die Verhältnisse in durchaus zutreffender Weise. Sie zeigt, wie hier noch immer Anspruch gegen Anspruch stand, und wie unklar infolgedessen die Dinge noch immer lagen.

Bei der inneren Zerrüttung der Verwaltung glaubte nun der König Christian V., jetzt, im Jahre 1686, endgültig zugreifen zu können. Nachdem er die demokratische Partei, die in der Stadt die Herrschaft führte, über seine Pläne getäuscht hatte, erschien er mit einem Heere von 16 000 Mann vor Hamburg, indem er nicht nur die Zahlung eines schweren Bußgeldes, sondern vor allem die Erbhuldigung und die Aufnahme einer Besatzung verlangte.

In dieser höchsten Not gingen denen in der Stadt freilich rasch und gründlich die Augen auf. Snitger und Jastram wurden gestürzt. Man hat sie wenige Wochen später als Verräter hingerichtet und ihre Köpfe als warnende Zeichen an den Stadttoren aufgesteckt. Dem Dänenkönige aber leistete man in heftigen Kämpfen um die kurz vorher erbaute Sternschanze erfolgreichen Widerstand. Dazu kam der Stadt von außen Hilfe, von dem Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle und ebenso auch von dem großen Kurfürsten, der nicht wollte, daß die Stadt Hamburg, die er als „ein vornehmes Emporium und Schlüssel des Reiches" rühmte, „in auswärtiger Potentaten Gewalt und Botmäßigkeit gerathe". So mußte Christian V. die Belagerung nach dreiwöchentlicher Dauer aufheben und seine Ansprüche in dem kurz darauf erfolgten Frieden wieder fallen lassen.

Nachdem so die drohende Gefahr beseitigt war, kam in der Stadt selbst nun der Rat wieder zur Geltung. Der Bürgermeister Meurer wurde alsbald wieder eingesetzt, und bis zu seinem Tode im Jahre 1690 folgt eine kurze Zeit der Reaktion. Dann aber bricht der alte Zwiespalt erneut hervor, und immer häufiger trat die Bürgerschaft zu gemeinsamer Beratung im großen Saale des Rathauses „unter der Krone" in tumultuarischen Sitzungen zusammen.

Der Rat raffte sich zwar noch einmal zu einem energischen Schritte auf, indem er 1693 eine Ordnung für die Bürgerkonvente aufstellte. Bei diesem Versuche aber ist er kläglich gescheitert. Es kam zu einem allgemeinen Aufstande der Ämter, in dem die Zurücknahme des Mandates erzwungen wurde, und von nun an ging es mit der Machtstellung des Rates unaufhaltsam bergab. Die Bürgerschaft riß zuletzt die Ratsherrn-Wahl ganz an sich. Gegen den Willen des Rates wählte sie neue Ratsherren, andere setzte sie wieder ab.

Die städtische Verfassung war damit bis in ihre äußersten Grundfesten hinein erschüttert. Obendrein kamen zu all diesen politischen Gegensätzen dann noch solche kirchlicher Art, die die ganze Bevöl-

kerung in Aufregung versetzten, und so zerfiel die Stadt in eine Reihe verschiedener Heerlager, die sich gegenseitig von einer Gasse zur anderen mit Schmähschriften und Pasquillen überschütteten.

Die Unruhe in der Stadt und die Unsicherheit der öffentlichen Verhältnisse wurden schließlich so groß, daß man sich von Reiches wegen zum Einschreiten bewogen fühlte. Am 31. Mai 1708 rückte eine vom niedersächsischen Kreise aufgebotene Truppenmacht, Hannoveraner, Schweden, Preußen und Braunschweiger, im ganzen 2000 Mann zu Fuß und 300 Reiter mit 8 Geschützen in die Stadt ein.

Als kaiserlicher Kommissar war Graf Damian Hugo von Schönborn beauftragt, „den Ursprung dieser gefährlichen Unruhe und Aufstandes zu erforschen und dem Übel durch zulängliche Mittel abzuhelfen". Er hat diesen Auftrag in den folgenden Jahren mit Energie und doch unter sorgfältiger Berücksichtigung der altüberlieferten Verhältnisse ausgeführt, indem er nicht nur neue Grundlagen für die Verfassung schuf, sondern auch die Einzelfragen der Verwaltung mit großem Geschick neu regelte. Dank seiner Tätigkeit kam im Jahre 1712 der Hauptrezeß zustande, der für anderthalb Jahrhunderte die Grundlage der hamburgischen Verfassung gebildet hat, und dem die Stadt es zu verdanken hatte, wenn sie als das freieste und bestgeordnete deutsche Gemeinwesen im 18. Jahrhundert gerühmt worden ist.

War somit endlich im Innern der Stadt wieder Ruhe und Ordnung geschaffen, so hatte Hamburg von außen her doch auch weiter noch unter den politischen Wirren der Zeit schwer zu leiden. Der nordische Krieg, der die ersten 20 Jahre des 18. Jahrhunderts wütete, griff auch auf Schwedens deutsche Besitzungen über. Bis vor Hamburgs Tore erstreckten sich die Kriegswetter. Besonders offensichtlich und erschreckend traten sie mit all ihrer Not den Hamburger Bürgern vor die Augen, als im Jahre 1713 die Nachbarstadt Altona von den Schweden in Asche gelegt wurde.

Als Schweden endlich nach dem Tode Karls XII. sich zum Frieden entschloß, und als es infolgedessen am 20. November 1719 zu

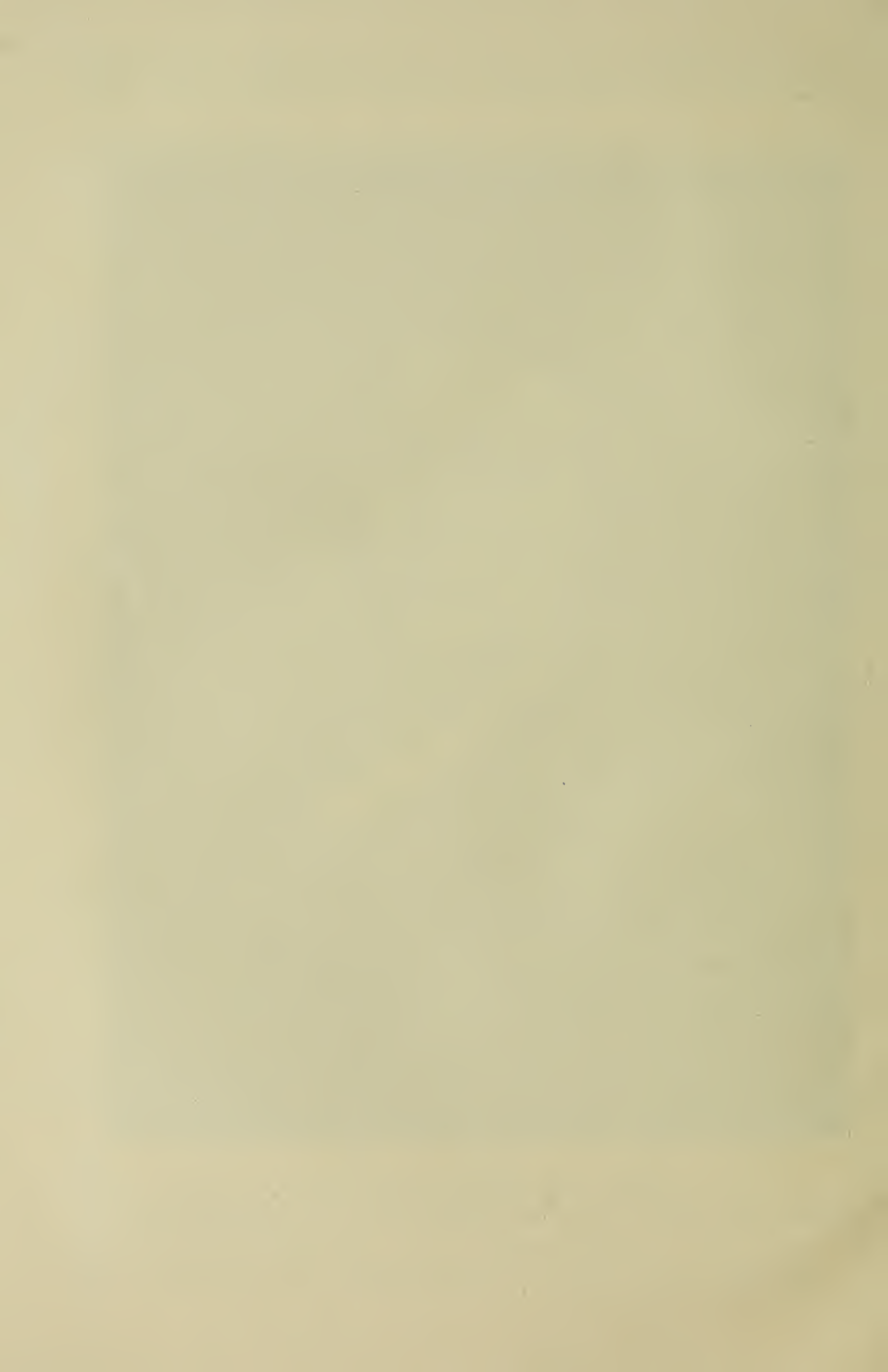
Stockholm die Fürstentümer Bremen und Verden an Hannover abtrat, da wurde letzteres nicht nur in den linkselbischen Gebieten an Stelle der Schweden Hamburgs direkter Nachbar, sondern zugleich fiel auch nunmehr die Oberhoheit über den Hamburger Dom für fast ein Jahrhundert an Hannover.

In all dieser Zeit und noch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein aber dauerten die Schwierigkeiten mit Dänemark, das seinen alten Hoheitsansprüchen noch nicht endgültig entsagt hatte, weiter fort. Um die von dort drohende unmittelbare Gefahr abzuwenden, hat sich die Stadt wiederholt zu schweren Geldopfern entschließen müssen. Erst als 1758 und 1762 der König Friedrich V. mehrere sehr hohe Darlehen von der Stadt erhalten hatte, deren Tilgung ihm auf anderem Wege nicht mehr möglich schien, als zudem die neuen Zeitläufte die Verwirklichung der alten Ansprüche mehr und mehr zu vereiteln schienen und man sich in Dänemark damit tröstete, daß — wie der Staatsminister v. Bernstorff es ausdrückte — diese Ansprüche auf Hamburg der Krone Dänemark seit vielen Jahrhunderten nur leere Streitigkeiten, Verdruß und Mißtrauen, ja Beleidigungen, die nicht geahndet werden konnten, eingetragen hätten, erst da fand der alte Streit sein Ende. In dem Gottorper Vergleich vom Jahre 1768 verzichtete Hamburg auf die Rückzahlung jener dänischen Schuld. Dänemark aber trat dagegen nicht nur eine Anzahl der Stadt gegenüberliegender Elbinseln sowie den an der Steinstraße im Jakobikirchspiel gelegenen Schauenburger Hof an Hamburg ab, sondern es erkannte nunmehr endlich auch Hamburgs Reichsunmittelbarkeit an, eine Vereinbarung, die dann auch bald darauf durch Joseph II. die kaiserliche Bestätigung gefunden hat.

Überblickt man den Gang all der geschilderten äußeren Verhältnisse, so ergibt sich daraus ohne weiteres, was wir schon einleitend angedeutet haben, daß die Entwicklung der Stadt vielfach mit viel ungünstigeren Bedingungen als im ausgehenden 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu rechnen hatte, und daß



Friedrich von Hagedorn (1708—1754).
Ölbild van der Smissens ca. 1741. Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



man es kaum für übertrieben halten kann, wenn vor allem von der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert gesagt worden ist, daß Hamburg eigentlich erst damals seinen 30jährigen Krieg zu bestehen gehabt habe. Der unmittelbare Rückschlag davon hat in erster Linie die Entwicklung des Handels betroffen, zu deren Besprechung wir uns nunmehr wenden müssen.

Will man sich ein zusammenfassendes Bild des hamburgischen Außenhandels in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verschaffen, so findet sich eine gute Grundlage in der Beschreibung, die Georg Greflinger im Jahre 1674 in seinem „Wegweiser von zehn Haupt-Reisen aus der Stadt Hamburg" gegeben hat. Dort ist von dem Hamburger Hafen und dem daselbst sich abspielenden Handelsverkehr das folgende gesagt. „Man siehet allhier den continuirlichen Auf- und Abgang der unzähligen großen und kleinen Schiffe, deren große meistens aus Spanien, auch aus der Straten [von Gibraltar], aus Portugal, aus Frankreich, Engeland, Schott- und Irrland, aus Dennemarck, Schweden, Norwegen, Holl- und See-Land, und aus der Ost-See, auch von Archangel und Grönland, ja Gvinea und Amerika kommen, und eines jeden Landes Früchte und Wahren reichlich einbringen: Als aus Spanien und Portugal Weine, Saltz und andere herrliche Gewächse. Aus der Straten seidene und andere Wahren. Aus Frankreich Weine, Castanien, Galanterien und anders. Aus Engeland und Schottland allerley Lacken und Stoffe zu Kleidungen, seiden und wollene Strümpfe, Zinn, Bley und gut Bier etc. Aus Dennemarck und Norwegen gesaltzen Fleisch, Fisch, Holtz, Häute und anders. Aus Schweden Kupfer, Eisen, Geschütze und schöne Steine. Aus Holl- und Seeland theure Stück-Güter, Hering, Käse, Butter und anders. Aus Grönland Walfische zum Tran und Bahren (sind Fischbeine). Aus Archangel köstliche Beltzereyen, Juchten, Lächse, Caviar und andere Wahren. Aus Gvinea Gold, Helffenbein, Meer-Katzen, Papagoyen, Affen, Pavianen und anders. Aus America Toback, Zucker, Catun, Campez-Holtz, Indigo und andere köstliche Wahren."

Bei dieser Aufzählung muß man allerdings die europäischen Länder sehr stark unterstreichen, denn auf diese war der Handel zu jener Zeit noch im wesentlichen beschränkt. Ein nennenswerter außereuropäischer Handel wurde dagegen durch die fremden Handelsstaaten, vor allem Holland und England, verhindert, so daß es der Stadt von vornherein so gut wie unmöglich gemacht war, nach dieser Richtung überhaupt in einen Wettbewerb einzutreten.

Die schädigende Rückwirkung der ungünstigen politischen Verhältnisse tritt gerade in dieser Hinsicht, das heißt eben in allen den Fragen, die einen etwaigen außereuropäischen Handel betrafen, ohne weiteres klar zutage. Aber selbst in den europäischen Handelsbeziehungen mußten immer wieder die schwersten Benachteiligungen aus der Tatsache erwachsen, daß den hamburgischen Kaufleuten ein hinreichend starker Schutz des Reiches fast überall versagt blieb. Allein auf sich selbst angewiesen, konnte die Stadt den fremden Beeinträchtigungen nicht mit Gewalt, sondern nur mit ausdauernder Klugheit und mit gutem Gelde entgegentreten. Hamburg hat sich daher in der Zeit der großen Seekriege am Ausgang des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts vor allem immer bemüht, strengste Neutralität zu bewahren. Es hat in diesem Bestreben die größten Opfer gebracht, und doch hat der hamburgische Handel durch die streitenden Mächte immer wieder die schwersten Schädigungen erfahren, und manches Hamburger Schiff ist den seeländischen, englischen und französischen Kapern in die Hände gefallen.

Neben dieser Gefahr aber drohte dem Hamburger Handel auch in Friedenszeiten noch eine andere. Sie bestand in den dauernden Nachstellungen, die den Schiffen von den seeraubenden Barbaresken nicht nur an den nordafrikanischen Küsten, sondern weit hinauf bis zum Golf von Biskaja bereitet wurden. Hohe Versicherungen wurden dadurch nötig. Zum Schutz der Bemannung gab es in Hamburg allein drei Sklavenkassen, die für den Freikauf gefangener Seeleute bestimmt waren. Daneben mußten Schiff und Schiffs-

gut versichert werden. Aber das Assekuranzwesen, im 16. Jahrhundert von den Niederländern eingeführt, war am Anfang des 18. Jahrhunderts noch ganz auf die Privat-Assekuranz beschränkt. Als man im Jahre 1720 versuchte, eine Assekuranz-Kompagnie zu gründen, schlug dieser Versuch noch völlig fehl. Erst 1765 konnte die erste Kompagnie begründet werden, und es ist einer der größten Fortschritte, den das hamburgische Handelsleben in dieser Zeit gemacht hat, daß das erste starke Mißtrauen dagegen bald überwunden wurde, und daß dann noch im Laufe des 18. Jahrhunderts sieben weitere Gesellschaften gegründet sind.

Um den drohenden Gefahren zu begegnen, hatte man sich aber nicht nur auf die Versicherung der Schiffe beschränkt. Daneben hatte man sich auch noch auf eine andere handgreiflichere Weise zu schützen gesucht, indem man seit 1662 begonnen hatte, eigene Konvoischiffe auszurüsten, unter deren Schutze eine größere Zahl von Handelsschiffen — zunächst nur die Mittelmeerfahrer, dann aber auch die Grönlandfahrer, die Rußlandfahrer und die Englandfahrer — ihre Reise gemeinsam antraten.

Vielgenannt sind vor allem die beiden Konvoischiffe „Das Wappen von Hamburg“ und „Kaiser Leopold“, die im Jahre 1668 erbaut sind. Wegen ihres hohen Gefechtswertes und wegen der guten Zucht, die unter der Besatzung herrschte, haben sie ein starkes Ansehen gehabt und manchem Kauffahrteischiffe eine sichere Fahrt gewährleistet. So wird auch in der deutschen Seegeschichte immer rühmend der heldenhafte Untergang genannt werden, den der tapfere Kapitän Carpfanger im Jahre 1689 auf seinem brennenden Schiffe, dem „Wappen von Hamburg“ gefunden hat.

Trotzdem ist es leider nicht möglich gewesen, das Konvoiwesen dauernd in aufwärtssteigender Entwicklung auszubauen. Als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Hamburger Kaufleute ihre Mittelmeerfahrten vor den Barbaresken ganz einstellen mußten, und als die Konvoikosten im Vergleich zu dem erzielten

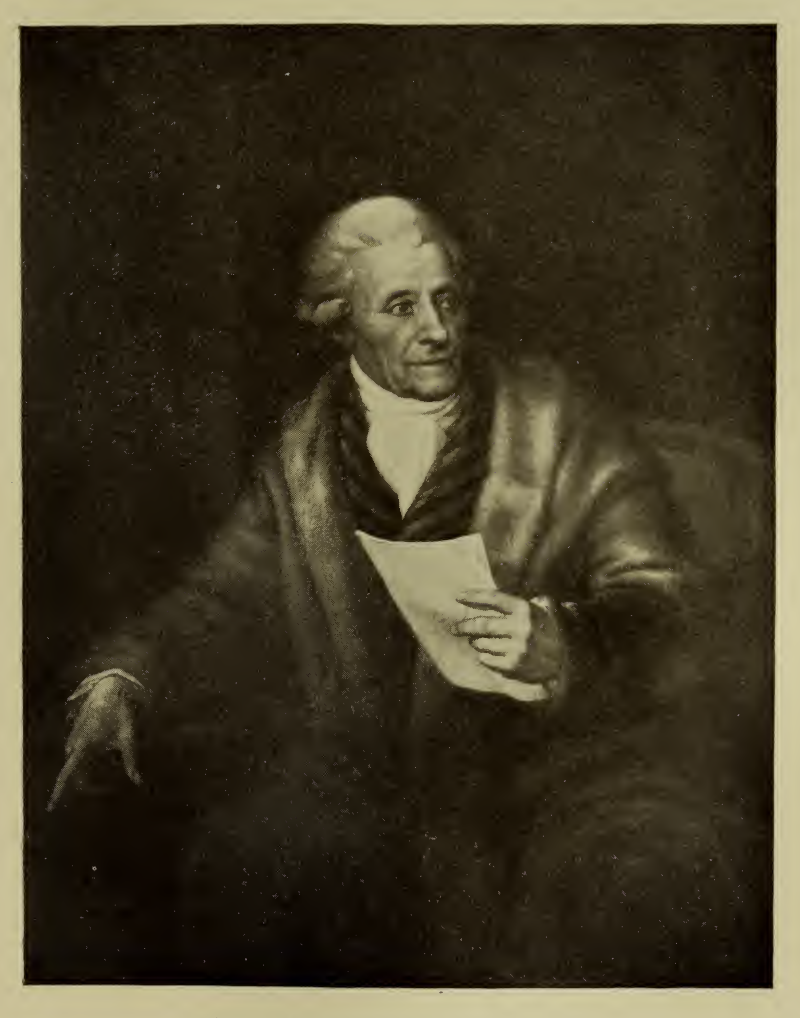
Gewinn unverhältnismäßig hoch stiegen, da hat man die Konvoi im Jahre 1745 ganz eingehen lassen müssen.

Wenn aber die Konvoi auch nur eine kurze Lebensdauer von nicht einmal ganz einem Jahrhundert gehabt hat, so soll man sie als Faktor der allgemein deutschen Kultur jener Zeit doch keineswegs gering anschlagen. Mit ihr hat Hamburg zu einer Zeit, wo Deutschland zur See nichts bedeutete, aus eigener Kraft dem deutschen Namen und dem deutschen Handel auf dem Wasser Geltung und Ansehen verschafft. Dieser großen nationalen Bedeutung ist man sich denn auch völlig bewußt gewesen. Schon im Jahre 1675 hebt sie der Verfasser einer unter dem Namen „Hamburgs Wohlstand gut für Deutschland" erschienenen Schrift rühmend hervor mit den durchaus zutreffenden Worten: „Verständige wissen, daß die Hamburger Convoyschiffe, so wenig ihrer auch seien, der Welt zum Exempel dienen der Macht, die Deutschland — wenn es e ratione Status — sowohl zu Wasser in Hamburg und andern Seehäfen als zu Lande kann ausrüsten, und daß es gar nicht entblößet sei an Leuten, die der Manier zur See zu streiten erfahren seien".

Alles in allem läßt gerade die Einrichtung des Konvoiwesens besonders deutlich erkennen, wie groß die Schwierigkeiten waren, mit denen der hamburgische Handel zu rechnen hatte. Trotz alledem hat dieser sich in bewunderungswürdigem Fortschreiten zu immer steigender Blüte zu entwickeln vermocht. Schon um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert war Hamburg unbestritten die größte Handelsstadt Deutschlands, ja nächst London und Amsterdam die größte Europas.

Auf dieser Höhe hat die Stadt sich auch weiter erhalten, trotz der Barbareskengefahr, die noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch andauerte, trotz der schweren wirtschaftlichen Schwankungen und der großen Geldkrisen, von denen diese Zeit erfüllt war, trotz der starken Konkurrenz, die von seiten der dänischen Nachbarstadt Altona in zunehmendem Maße sich geltend machte.

Der Umfang des Handels erscheint dabei allerdings im Ver-



Friedrich Gottlob Klopstock. 1724—1803.

Ölbild von Anton Hickel 1798. Im Besitz der Stadtbibliothek.



gleich zu unseren heutigen Verhältnissen auch in dieser Zeit noch recht gering. Noch fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch ist der hamburgische Handel im wesentlichen Zwischenhandel geblieben, neben dem freilich auch das Speditionsgeschäft in starkem Maße betrieben wurde. Aber innerhalb dieser Beschränkung sieht man in der gleichen Zeit den Handel deutlich in die Höhe und in die Breite sich entwickeln. Vor allem eins ist dabei hervorzuheben. Damals gelang es, die Ausfuhr der westindischen Kolonialwaren, besonders von Zucker und Kaffee, die Hamburg früher von Lissabon und Amsterdam beziehen mußte, nun direkt hierher zu richten. So hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Kolonialwaren-Handel geradezu die beherrschende Stellung auf dem Gebiete der Einfuhr eingenommen, während ihm als Ausfuhrartikel vor allem die schlesischen und westfälischen Leinen gegenüberstanden. In dem Umstande aber, daß es Hamburg überhaupt möglich geworden ist, den Umfang seines Zwischenhandels in der geschilderten Weise so erheblich auszubauen, liegt einer der größten Fortschritte, den der hamburgische Handel im Laufe des 18. Jahrhunderts errungen hat.

War es der Stadt gelungen, ihre seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr entfaltete materielle Blüte auch im weiteren Fortgang der Geschichte zu behaupten und zu mehren, so entspricht diesem Verhältnis auch die gleichzeitige Entwicklung auf den sonstigen Gebieten der städtischen Kultur.

Am Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte die hamburgische Gesellschaft die fremden, besonders die niederländischen Zuwanderungen bereits völlig in sich aufgesogen. Um diese Zeit geht durch die führenden Kreise der Stadtverwaltung, des Handels und des geistigen Lebens, die als die eigentlichen Träger der städtischen Kultur erscheinen, ein sehr vornehmer und zugleich lebensfreudiger Zug. Als Bürger einer blühenden Stadt wußten sie zu leben und leben zu lassen.

Dieser reiche, glänzende und feine Eindruck der bürgerlichen Ge-

sellschaft wurde aber noch vermehrt und von höfischer Eleganz durchtränkt durch die zahlreichen Gestalten fremder Diplomaten, die in Hamburg ihren Wohnsitz hatten. Hier waren nämlich schon während des 30jährigen Krieges von verschiedenen Staaten, besonders von den nordischen Höfen, stehende Gesandtschaften errichtet. Die Bedeutung der Stadt, ihr Reichtum, ihr trefflich geordnetes Post- und Botenwesen, dazu ihre Lage am Zusammenfluß großer Verkehrsstraßen machten sie zum Sitz derartiger Behörden besonders geeignet. So hat sich die Zahl der in Hamburg ansässigen, zumeist beim niedersächsischen Kreise akkreditierten Diplomaten rasch vermehrt.

Botschafter, Residenten, bevollmächtigte Minister und außerordentliche Gesandte mit ihren Sekretären und Botschaftsbeamten bildeten seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts einen starken und in der Öffentlichkeit viel hervortretenden Einschlag in der hamburgischen Gesellschaft. Um von ihnen ein paar Namen zu nennen, erinnern wir an den reichen Juden Texeira als schwedischen Residenten seit 1663, an Otto v. Guericke, den Sohn des Erfinders der Luftpumpe, der hier fast 40 Jahre lang preußischer Resident war, an Joh. Mattheson, den Schriftsteller und Komponisten, als englischen Legationssekretär seit 1706, an den bald darauf als kaiserlicher Gesandter und Kommissar einziehenden Grafen von Schönborn, ferner an den Frhrn. v. Görtz, der seit 1712 als holsteinischer Minister in Hamburg residierte, und der später im Jahre 1719 als schwedischer Minister hingerichtet wurde, ebenso auch an den dänischen Etatsrat Hans Staats v. Hagedorn, den Vater des Dichters, und an den Grafen Seckendorf als kaiserlichen Gesandten seit 1732, endlich aus der Zeit von 1761 bis 1781 an den Grafen von Schimmelmann, den Schloßherrn von Wandsbeck und Ahrensburg, als dänischen Gesandten, in welcher Eigenschaft er unter anderem den Vertrag von Gottorp abgeschlossen hat.

Alle diese Herren — das älteste Hamburger Adreßbuch vom Jahre 1712 führt ihrer zu gleicher Zeit 46 an der Zahl auf —

haben, wie man sich leicht denken kann, nicht unerheblich dazu beigetragen, der vornehmen, vielfach sogar zu übertriebenem Luxus neigenden hamburgischen Kultur jener Zeit zu weiterer Entwicklung zu verhelfen. Besonders deutlich tritt das auf den Gebieten des äußeren Lebens zutage, deren Schilderung wir nunmehr unser Augenmerk zuzuwenden haben.

Die hamburgische Wohnungskultur entfaltete sich auf den früher geschilderten Grundlagen in durchaus selbständiger Weise weiter. So haben sich die Backsteinbauten des früh einsetzenden Barock und des Rokoko zu wahrhaft mustergültigen Leistungen erhoben. Die große Reihe steinerner Kaufmannshäuser, die in diesem Zeitraum entstanden, und von denen noch eine Anzahl schöner Beispiele vorhanden ist, zeichnen sich durch sehr feine Wandgliederung, durch einen großen Formenreichtum schön geschwungener Giebel sowie durch geschmackvolle Verteilung und sorgfältige Durchbildung des Haustein-Schmuckes, besonders an den Giebelbekrönungen und den Portalen in vorteilhafter Weise aus. Schön geschnitzte eichene Haustüren mit zierlichen Oberlichtern, in deren Mitte eine Laterne eingesetzt ist, vermitteln den Hauseingang. In dieser Form wirken die Häuser der reichen und vornehmen Bürgerfamilien jener Zeit, von denen sich besonders am Wandrahm einige schöne Bauten bis zum Zollanschluß erhalten hatten, geradezu wie Paläste, und sie stehen hierin dem um 1712 von Joh. Nicolaus Kuhn erbauten Görzschen Palais, das seit dem Jahre 1814 als Stadthaus benutzt wird, an repräsentativer Großartigkeit kaum nach.

Dem reichen Hausäußeren entsprach die Ausstattung des Innern. Mit üppigen Stuckdecken, schön geführten Treppen und mit einer Fülle zierlicher Ballustraden wurden die großen Hausdielen geschmückt. Auf die Ausstattung der Wohnräume aber wurde eine mehr als bürgerlichen Verhältnissen entsprechende Sorgfalt verwandt. So sagt schon 1668 Kunrad v. Hövelen in seiner Stadtbeschreibung von Hamburg: „Die Häuser, Zimmer und Gemächer sind nach der holländischen Art inwendig, und zwar teils mit über-

aus kostbaren Schildereien aufgebutzt, werden auch auf das Reinlichste und Sauberste gehalten und nicht nur Kronen, Armleuchter, Tische, Schreine, Laden, Stühle, besonderen auch die Tafelbuden [= Böden], so mit weißen, swarzen und andern schönfarbigen Steinen befloret, ohne Staub gehalten."

Durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch hat sich diese Art der Wohnungsausstattung, wenn auch von wechselndem Stilempfinden getragen, fortgesetzt. In all dieser Zeit erhält sich die Kunst der Stuckierung, besonders an den Zimmerdecken, in hoher Blüte. Die Wände aber wurden mit sauberen Paneelen und gemalten Wandbildern über die ganze Fläche geschmückt, oder aber sie wurden ganz mit Holzvertäfelungen bedeckt, von denen ein mit besonders schönem Schnitzwerk ausgestattetes Beispiel aus den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts — vielleicht französische Arbeit — sich im ehemaligen Jenischschen Hause in der Katharinenstraße befand und heute im Kunstgewerbe-Museum aufbewahrt wird.

Die Ansprüche an eine reiche und geschmackvolle Ausstattung des Hauses haben dann zur unmittelbaren Folge gehabt, daß auch im 18. Jahrhundert noch ein blühendes Kunstgewerbe sich in Hamburg lebendig erhalten konnte. Hier hat in einer besonderen Art blau gemalter Fayence-Öfen die deutsche Töpferkunst noch einmal eine Zeit reicher Entfaltung erlebt. Hier ist aus den Goldschmiede-Werkstätten auch im 18. Jahrhundert noch eine reiche Fülle trefflicher Silberarbeiten hervorgegangen, von denen besonders aus dem Besitz der Zunftstuben manches wertvolle Stück auf uns gekommen ist.

Auf anderen Gebieten mischten sich, wie das bei dem lebhaften Verkehr leicht begreiflich wird, die heimischen Erzeugnisse in überraschend starkem Maße mit fremder Einfuhrware. Das gilt in hohem Maße von der Keramik. In dieser Hinsicht dauert bezüglich der Fayencen neben der eigenen Industrie der holländische Import noch bis in das 18. Jahrhundert fort. Daneben machte sich in der späteren Zeit besonders auch eine lebhafte Vorliebe für die Straß-

burger Fayencen geltend. An Porzellan aber wurde im 18. Jahrhundert neben der chinesischen Ware, die viel über Holland importiert wurde, besonders viel Meißner Geschirr gekauft, und es ist bekannt, daß der Graf Schimmelmann in Hamburg große Massenauktionen an Meißner Porzellan abgehalten und dadurch einen guten Teil seines großen Vermögens erworben hat. Jedenfalls ist der keramische Bedarf, sowohl an Fayence wie an Porzellan, ein sehr großer gewesen, da die Vasen und Schalen, die Krüge und Teller in sehr starkem Maße als Zimmerschmuck neben den Ölbildern verwandt wurden.

An den Möbeln dauerte der holländische Einfluß ebenfalls noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Dann aber gelangen englische Vorbilder, vor allem die berühmten Entwürfe Chippendales mehr und mehr zur Geltung, und sie sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so durchaus herrschend, daß man meist kaum unterscheiden kann, was hamburgische Arbeit und was englischer Import ist.

Im ganzen zeigt sich die hamburgische Wohnungskultur in dieser Periode an Reichtum der Ausstattung, an Schönheit der Formengebung und an Gediegenheit des Materials auf einer Höhe, wie sie nur in der größten Blütezeit der städtischen Kultur möglich ist.

Dazu kommt nun noch, daß für die äußeren Formen des bürgerlichen Lebens gleichzeitig neue Möglichkeiten entstanden, die früher fast ganz gefehlt hatten. Das geschah durch den zunehmenden Gebrauch der Landhäuser, in denen die wohlhabende Gesellschaft entweder den ganzen Sommer oder doch wenigstens den Sonntag zubrachte. Besonders war es der Billwärder, der im 17. und 18. Jahrhundert für die Anlage der Landsitze bevorzugt wurde, und von dem schon Greflinger im Jahre 1674 rühmend sagte: „Da ist auch der Billwärder, von dem Flusse Bille umschlossen, welcher nach der Länge und Breite von schönen Lust-Höfen glänzet."

Diese Landsitze sind vor allem die Stätten gewesen, in denen die großen Gartenfeste der Zeit mit ebensoviel Luxus als Geschmack

gefeiert sind. Hier — wie auch zum Teil auf der Elbe und auf der Alster — wurden die großen Feuerwerke abgebrannt, in deren Zusammensetzung und Ausstattung man in Hamburg schon im 18. Jahrhundert Erstaunliches geleistet hat.

Mit der Gewohnheit der Landhäuser aber erwächst in herrlicher Weise die Kultur des Gartens, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus nach dem Vorbilde des englischen Gartenstiles entwickelt und bis auf diesen Tag in den wundervollen Parkanlagen, die Hamburgs Vororte schmücken, in einer Ausdehnung und mit einem Aufwande gepflegt, der in ganz Deutschland ohnegleichen ist.

Seit dieser Zeit, das heißt seit dem Aufkommen der Landhäuser mit ihren Gärten, ist auch wohl in der Stadt selbst erst die Bepflanzung der Straßen mit gleichmäßig gepflegten Baumreihen mit Bewußtsein durchgeführt. So war in diesem Sinne schon 1652 die Anlage der großen Allee vom Steintor bis zum Strohhause mit einer für jene Zeit und besonders für bürgerliche Verhältnisse geradezu erstaunlichen Weite der Ausmessungen geschaffen, die dann noch 1710 durch eine Wagenpromenade für die vornehme Gesellschaft ergänzt ist. So wurden auch 1729 vor dem Dammtor große Alleestraßen nach dem Grindel und nach dem roten Baum angelegt, da sich nunmehr auch in dieser Gegend viele Landhäuser ansiedelten, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts schon bis zum Herrenhaus Harvestehude ausgedehnt haben.

In gleicher Weise ist auch, ähnlich wie es übrigens auch sonst von manchen deutschen Städten des 18. Jahrhunderts geschah, die Bepflanzung der breiten Wälle mit Baumreihen vorgenommen, die den Stadtwall zu einem prächtigen Spaziergange, teilweise sogar mit Gartenanlagen umgestaltete. Schließlich aber hat die Freude an den Kindern der Natur auch zur Bepflanzung der Straßen der inneren Stadt, des Rödingsmarktes, der Kajen, des Jungfernstiegs und — am Anfang des 19. Jahrhunderts — der Esplanade geführt. —

Das Stadtbild, zu dessen Betrachtung wir mit den vorstehenden Bemerkungen schon wieder übergeschwenkt sind, hatte sich in dieser Zeit in den Kreisen, die die Befestigungsanlagen des 17. Jahrhunderts gezogen hatten, weiter entwickelt. Innerhalb derselben wurde allerdings auch im 18. Jahrhundert noch neues Baugelände dadurch gewonnen, daß die alten Festungswerke ständig weiter abgetragen wurden. So ist in dieser Zeit vor allem die Bebauung des Neuen Walles, der Großen Bleichen und der Admiralitätsstraße erfolgt.

Eine Anzahl größerer öffentlicher Bauten entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Unter ihnen ist noch im Jahre 1743 das St. Hiobs-Hospital, das durch eine Kirche mit Dachreiter erweitert wurde, durch einen Fachwerk-Neubau ersetzt. Andere Arbeiten betrafen die neben der Börse gelegene Wage, auf die durch Sonnin ein drittes Stockwerk für das Kommerzium aufgesetzt wurde, und den in den Jahren 1769 bis 1771 durchgeführten Neubau des Eimbeckschen Hauses, für dessen Treppenvorbau damals von dem schwedischen Bildhauer Manstadt die große Bacchusstatue geliefert wurde, die heute — leider in veränderter Form — den Eingang zum Ratsweinkeller ziert. Ein Jahr später, 1772, wurde die alte Fassade des Rathauses abgebrochen und neu hergerichtet. Auch hier lieferte Manstadt das große hamburgische Wappen — jetzt im Museum für hamburgische Geschichte — und zwei Statuen zu einem neuen Portale.

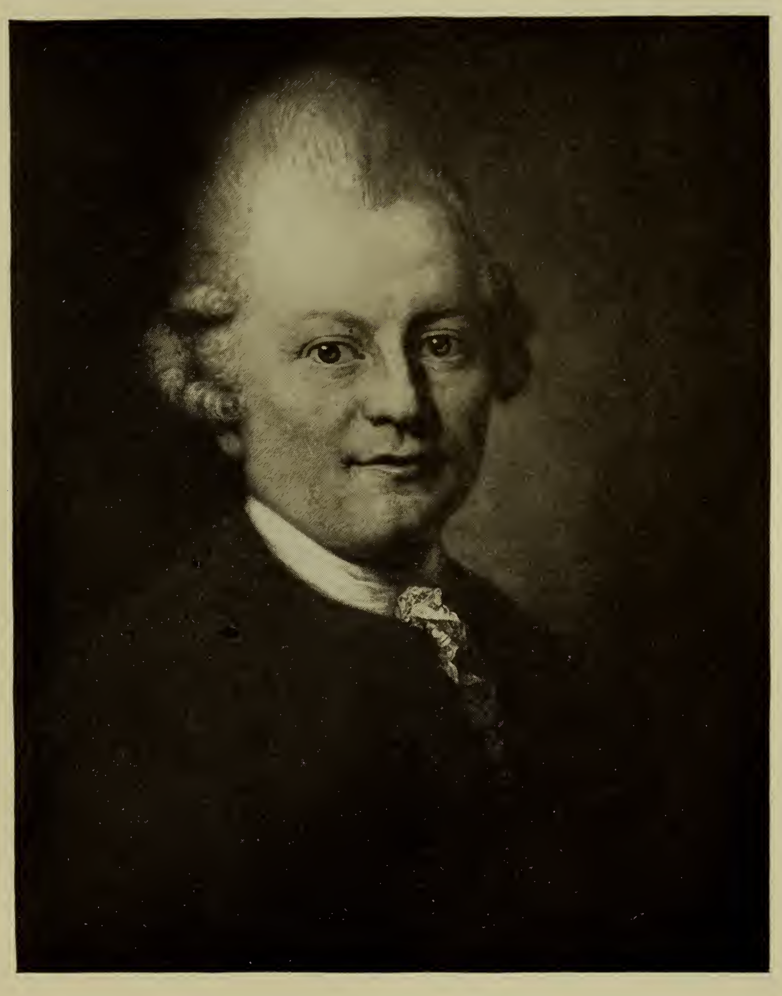
Größere Bauarbeiten wurden auch am Zucht- und Spinnhaus ausgeführt. Hier war 1754 ein neuer Marstall oder „Herrenstall" dem Zuchthause gegenüber erbaut. Dieses selbst aber erhielt Ende der 60er Jahre einen Anbau, während die Spinnhaus-Kirche 1772 erneuert wurde. Der Architekt, der diesen Kirchenbau leitete, war der — zeitweilig bei Sonnin geschulte — Ratszimmermeister Joh. Kopp, und derselbe Kopp hat dann auch in den Jahren 1781 bis 1785 das neue Waisenhaus an der Admiralitätsstraße ausgeführt, das nach dem Brande von 1842 als Rathaus benutzt ist und da-

her heute als „Altes Rathaus" bezeichnet wird, ein großzügig angelegtes Bauwerk mit schön gegliederter Fassade und mit einem zierlichen Barocktürmchen als mittlerer Bekrönung, das letzte Gebäude, das dem ausklingenden Geschmack des Barock in Hamburg seine Entstehung verdankt.

Auch die kirchliche Bautätigkeit Hamburgs ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder vor ein paar große Aufgaben gestellt worden. Weniger kommt dabei in Betracht, daß im Jahre 1735 der Katharinenkirchturm durch den Baumeister Kühn mit einer neuen Fassade versehen wurde, und daß fünf Jahre später der Turm von St. Jakobi in ähnlicher Weise ein neues Antlitz erhielt. Viel wichtiger sind die Neubauten: die kleine St. Michaeliskirche, die im Jahre 1754 an Stelle des abgebrochenen älteren Gebäudes errichtet wurde, und die Dreifaltigkeitskirche von St. Georg mit ihrem ruhig wirkenden wohlgegliederten Turm, die der Steinmetzmeister Leonhard Prey in den Jahren 1743 bis 1747 zur Ausführung brachte.

An erster Stelle aber steht der Neubau der großen Michaeliskirche, der in den Jahren 1751—1757 unter Benutzung der alten Turmmauern neu in Kreuzform errichtet wurde, nachdem der 1649 aufgeführte ältere Bau infolge eines Blitzschlages eingeäschert war. An den Bauarbeiten war auch hier Leonhard Prey beteiligt. Die ausschlaggebende Bauleitung aber lag in den Händen von Ernst Georg Sonnin, der mit diesem Kirchenhause eine dem protestantischen Gottesdienste in vollkommener Weise entsprechende Predigtkirche von vielbewunderter Raumschönheit geschaffen, und der auch mit dem nicht ganz so glücklich gelungenen Turme ein Bauwerk errichtet hat, das der hamburgischen Bevölkerung seitdem geradezu als Wahrzeichen der Vaterstadt gegolten hat.

Von Sonnin, der wahrscheinlich im Jahre 1709 geboren wurde und erst 1794 in hohem Alter gestorben ist, sind nur wenige Arbeiten, darunter einige sehr solide und schön gegliederte Backstein-Wohnbauten bekannt. Sein Ruhm ist vor allem in seiner kirch-



Gotthold Ephraim Lessing. 1729—1781.

Nach einer Kopie des Graff'schen Bildes von 1771. Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



lichen Bautätigkeit begründet. Als glänzender Turmbauer hat er sich dadurch bewährt, daß er 1760 den aus dem Lot gewichenen Turm von St. Nikolai wieder gerade stellte, und daß er 1762 den ebenfalls schrägliegenden Turm des Domes in gleicher Weise wieder richtete, bei welcher Gelegenheit er die bis dahin für diesen Turm charakteristischen vier Ecktürmchen am Dachansatz entfernte. Als er endlich im Jahre 1778 seine kirchliche Bautätigkeit damit abschloß, daß er auf dem Turm seiner Michaeliskirche die von acht Säulen getragene Kuppel aufsetzte, da war es hinfort sein Name, der an die Erbauung oder Herstellung dreier hamburgischer Kirchtürme geheftet war, und der in der Entwicklungsgeschichte des hamburgischen Stadtbildes mit den Namen seiner Vorgänger Hinrich Berndes, Jan Andressen und Peter Marquardt in unmittelbarer Folge genannt werden mußte.

Sonnin ist der letzte bedeutende Baukünstler der großen Zeit der hamburgischen Barockbauten, die mit der Michaeliskirche und mit Kopps Waisenhause ihren Abschluß finden. Das letztere von beiden fällt schon in die Zeit des siegreichen Vordringens des Klassizismus, das zugleich auch sonst mit einer neuen Epoche der hamburgischen Entwicklungsgeschichte zusammenfällt.

Es ist ein überaus reiches Bild, in dem sich die äußere Kultur der Stadt vor unseren Augen darstellt. Aber trotz allen Reichtums und trotz allen Glanzes der Lebensführung würde das Hamburg des 18. Jahrhundert nicht so, wie es mit Recht geschieht, als Vorort deutscher Kultur gepriesen werden, wenn es nicht außer seinen materiellen Gütern auch an solchen des geistigen Lebens sich ausgezeichnet hätte. Auch dies ist in außergewöhnlichem Maße der Fall gewesen, so sehr, daß von der Stadtkultur um 1770 geradezu gesagt worden ist, man könne Hamburg zu dieser Zeit wie die größte, reichste und äußerlich belebteste, so literarisch die erste, die Hauptstadt Deutschlands, das heißt aber damals Deutschlands überhaupt nennen.

Die Pflege der Wissenschaften, die wir kennen gelernt hatten, stand auch jetzt noch in hoher Blüte. Am akademischen Gymnasium finden wir abermals eine Reihe von Männern tätig, die diesem Institut durch ihre Gelehrsamkeit Glanz und Ansehen verliehen haben, so bis zum Jahre 1736 Joh. Albert Fabricius, der seit 1699 Professor der Moral und Eloquenz, zeitweilig auch Rektor am Johanneum gewesen ist, so neben Fabricius in seinen letzten Lebensjahren Männer wie Reimarus und Richey.

Von den beiden letzteren war Herm. Samuel Reimarus 1694 zu Hamburg geboren und 1727 zum Professor der orientalischen Sprachen und der Mathematik am akademischen Gymnasium ernannt. Gerühmt als ein Mann von großer Gelehrsamkeit, aufgeklärt und frei im Urteil, ist er weit über Hamburgs Grenzen bekannt als der Verfasser der von Lessing herausgegebenen „Wolfenbütteler Fragmente des Ungenannten". Er ist es auch, von dem die Anregung zur Begründung der um Hamburgs Kulturentwicklung so vielfach verdienten Patriotischen Gesellschaft ausgegangen ist, und bis zu seinem im Jahre 1768 erfolgten Tode ist er es gewesen, dessen Haus einen Mittelpunkt des geistigen Lebens in Hamburg bildete, und der noch über seinen Tod hinaus in dem von ihm angeregten literarischen Kreise dem nach ihm kommenden Lessing eine Stätte bereitet hat.

Des Reimarus älterer Freund und Kollege Michael Richey war ebenfalls ein Hamburger Kind. Er war 1678 geboren und 1717 als Professor der Geschichte und der griechischen Sprache in den Lehrerkreis des akademischen Gymnasiums eingetreten, nachdem er sich bereits vorher dadurch einen Namen gemacht hatte, daß er 1715 zusammen mit Brockes und dem Operndichter Joh. Ulrich König die „deutschübende Gesellschaft zur Verbesserung und Pflege deutscher Sprache und Poesie" begründet hatte. Wenn auch nicht von gleichem Ruhme wie Reimarus, ist doch auch Richey, einflußreich und selbstbewußt, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen, der eine reiche literarische und wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet

hat. Auch er, der 1761 gestorben ist, gehört zu den Mitbegründern der Patriotischen Gesellschaft.

In der zweiten Hälfte ist unter den Professoren des akademischen Gymnasiums vor allem Joh. Georg Büsch zu nennen, der seit 1756 dort Mathematik lehrte. Er vor allen Dingen hat sich zugleich auch als einer der eifrigsten Förderer der Arbeiten der Patriotischen Gesellschaft bewährt, und in diesem Zusammenhange werden wir seinen Namen später noch zu nennen haben. Wegen seiner nationalökonomischen, statistischen und handelswissenschaftlichen Arbeiten hat er in Hamburg ein sehr großes Ansehen genossen, und so gehört er auch zu den wenigen, deren Andenken die dankbaren Mitbürger durch die Errichtung eines Denkmals geehrt haben.

Neben Büsch leitet der jüngere Christoph Daniel Ebeling bereits in die Geschichte des 19. Jahrhunderts über. Dieser, seit 1784 als Professor der Geschichte und der griechischen Sprache am akademischen Gymnasium tätig, hat sich insbesondere als namhafter Geograph bewährt, und so hat er auch bei seinem Tode im Jahre 1817 eine große Landkartensammlung und eine sehr beträchtliche geographische Bibliothek hinterlassen.

Ebeling hat sich seit 1800 zugleich als Bibliothekar der Stadtbibliothek betätigt, deren weiteres Wachstum schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1744, erneute Umbauten des Johannisklosters für ihre Zwecke veranlaßt hatte, und von der gelegentlich der Erwähnung mehrerer großer Vermächtnisse weiterhin noch wiederholt die Rede sein wird.

Von den gelehrten Männern, die, außerhalb des akademischen Gymnasiums stehend, durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten Hamburgs Ruhm zu mehren wußten, sind zunächst wieder ein paar Pastoren zu nennen, Abraham Hinckelmann von St. Katharinen, der Orientalist und erste Herausgeber des Koran in Deutschland, der bereits 1695 starb, nachdem seine Gesundheit durch die Streitigkeiten mit seinen kampfeseifrigen Kollegen vor der Zeit erschüttert war; sodann — ebenfalls von St. Katharinen — Johann

Christoph Wolf, der berühmte Hebraist, dessen Büchersammlungen zusammen mit denen seines Bruders, des Prof. Joh. Christian Wolf, rund 25 000 Bände, der Stadtbibliothek zufielen; endlich auch Johann Melchior Göze (1717—1786), der seit 1755 Hauptpastor an St. Katharinen war, ein sehr gelehrter Mann, feurig als Kanzelredner und eifrig als Schriftsteller, aber starrköpfig und streitsüchtig, derselbe, der durch seinen Streit mit Lessing zu einer unrühmlichen Berühmtheit gelangt ist, der aber schon allein wegen seiner herrlichen Bibelsammlung, die jetzt im Besitz der Stadtbibliothek ist, einen besseren Ruhm verdient.

Unter den Juristen ragt um diese Zeit besonders Johann Klefeker hervor, der — 1698 in Hamburg geboren — von 1725 bis zu seinem Tode im Jahre 1775 Syndikus der Vaterstadt war, ein Mann, der von Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten seiner Zeit gleichmäßig geehrt ist, von umfassenden Sprachkenntnissen, dessen schriftstellerische Arbeiten sich auf den verschiedenen Gebieten der Geschichte, der Geographie und des Staatsrechts bewegten, und der sich auch als hamburgischer Geschichtsforscher einen unvergeßlichen Namen gemacht hat.

Von den Ärzten aber ist vor allen Dingen Dr. Peter Carpser zu nennen, der zu seiner Zeit einer der angesehensten und populärsten Männer Hamburgs gewesen ist, und dessen großer Einfluß in allen Schichten der Bevölkerung darauf beruhte, daß er sich „ebensosehr durch gründliche Kenntnis der Heilwissenschaft und durch tätige Menschenliebe als durch feine Lebensart und geistvollen Witz auszeichnete".

Dem Wirken all dieser gelehrten und aufgeklärten Männer war es nicht zum wenigsten zu verdanken, daß man sich auch in weiteren Kreisen der hamburgischen Bürgerschaft für die neuen Erscheinungen der geistigen Kultur empfänglich zeigte, und daß man ebenso für die neuen technischen Errungenschaften in besonderem Maße aufnahmefähig war. So wurde schon 1740 auf dem St. Jakobi-Kirchturme der erste Blitzableiter in Deutschland aufgestellt,

so hat vor allem die seit dem Jahre 1765 bestehende „Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe", kurz als „Patriotische Gesellschaft" bezeichnet, sich von vornherein zur besonderen Aufgabe gemacht, neue technische Erfahrungen zu verbreiten und in die Praxis umsetzen zu helfen, ein Bestreben, dem sie in langer erfolgreicher Tätigkeit immer treu geblieben ist.

Daß die Gedanken der Aufklärung im hamburgischen Bürgertum während des 18. Jahrhunderts schon verhältnismäßig früh festen Fuß gefaßt haben, das bezeugt die Tatsache, daß hier bereits im Jahre 1737 die erste Freimaurer-Loge, die in Deutschland überhaupt entstanden ist, begründet wurde.

Während noch am Ende des 17. Jahrhunderts der Hauptpastor von St. Nikolai, Joh. Heinr. Horbius, Speners Schwager, bei dem Bestreben, den Ideen des Pietismus in Hamburg Eingang zu verschaffen, seinem fanatischen Gegner Joh. Friedr. Mayer, dem Hauptpastor von St. Jakobi, unterlegen war, während damals noch die Unduldsamkeit gesiegt hatte und nur durch die Interessen der Börse einigermaßen in Schranken gehalten war, so änderte sich das im Laufe des 18. Jahrhunderts sehr erheblich.

Nicht nur erfreuten sich die Juden seitdem einer freieren Religionsübung, die sie nunmehr in drei Synagogen abhielten, von denen die in der Elbstraße durch Sonnin neu erbaut wurde, sondern es wurde jetzt endlich auch im Jahre 1785 den Reformierten und Katholiken freie Religionsübung zugestanden.

An diesen neu zufließenden Strömungen des geistigen Lebens hat mit allen führenden Kreisen der hamburgischen Bevölkerung selbstverständlich auch der Kaufmannsstand vollen Anteil genommen. Auf die charakteristische und rühmenswerte Kulturgemeinschaft, die Lehrstand und Nährstand, Kaufherren und Gelehrte zu gleichgerichteter Lebensanschauung verband, muß auch hier wieder mit allem Nachdruck hingewiesen werden.

In dem Wunsche, die Bildung des Kaufmanns, die bis dahin meist auf praktischer Erfahrung und auf erwanderter Weltkenntnis

beruhte, zu vertiefen und zu vermehren, legten die Kommerzdeputierten im Jahre 1735 den Grund zu der Kommerzbibliothek, die bis heute in ständig gefördertem Ausbau begriffen ist, und die seit ihrer Begründung eine dankbar anzuerkennende Kulturarbeit an der hamburgischen Bevölkerung geleistet hat. Daneben aber stand die seit dem Jahre 1767 begründete Handelsakademie, deren Leitung wenige Jahre später Büsch übernahm, und zu deren Schülern selbst Männer wie Alexander v. Humboldt und B. G. Niebuhr gezählt haben. Von dem freien und auf ein hohes Ziel gerichteten Geiste, der dort waltete, legt die Person ihres Leiters selbst das beste Zeugnis ab, und Büsch hat seine Absichten ausdrücklich dahin ausgesprochen, daß er die Schüler nicht nur für die unmittelbaren praktischen Anforderungen des Handelslebens vorzubereiten, sondern ihnen vor allem eine allgemeine Bildung auf breiterer Grundlage zu gewährleisten wünsche.

So hat sich im Hamburg des 18. Jahrhunderts eine bürgerliche Geistesbildung entwickelt, an der in der Tat alle Schichten der führenden Bevölkerungskreise teilgenommen haben, und so bleibt denn auch das Urteil in vollem Umfange zu Recht bestehen, in dem sich Hennings um das Jahr 1785 über das geistige Leben in Hamburg mit folgenden Worten ausgesprochen hat. „Die Hilfsmittel der Wissenschaften sind in Hamburg häufig und leicht anzutreffen. Physikalische Instrumente in der größten Vollkommenheit, Cabinetter in der Natur-Geschichte, Kupferstich-Sammlungen, Zeichnungen, einige Malereien, Bücher, die neuesten und kostbarsten, die gerne zum Gebrauche eines jeden Mannes sind, der solche nach ihrer rechten Bestimmung zu behandeln weiß. Arbeitsame Kaufleute, die gute und nützliche Geschäfte machen, verbinden mit ihrer weitläuftigen Handels-Correspondence eine beständige litterarische Unterhaltung, und so wie in dem Fleiß ihres Gewerbes, so entgehet auch nichts ihrer Aufmerksamkeit im Reiche des Geschmackes und des Schönen.“ —

Mit den akademisch gebildeten Kreisen, die in der Verwaltung,

der Lehre und der Praxis standen, mit den vornehmen Standespersonen, die im Dienste der Diplomatie ihren Sitz in Hamburg hatten, verband sich so der wohlhabende und gebildete Kaufmann zu einer angeregten und hochstehenden Kulturgemeinschaft, und auf diesem Grunde erwuchs nun auch die höchste Blüte geistiger und ästhetischer Kultur, die dem Hamburg des 18. Jahrhunderts in der Geschichte der allgemein deutschen Geistesbildung einen unverrückbaren Ehrenplatz für alle Zeiten sichert. Das gilt für die Pflege der Musik, das gilt insbesondere für die Pflege der Literatur.

Schon im 17. Jahrhundert sind ein paar Dichternamen von mehr als örtlicher Bedeutung mit dem Namen der Stadt Hamburg untrennbar verbunden. Hier war Paul Flemming, dessen Lieder „In allen meinen Taten" oder „Ein getreues Herz zu wissen" noch heute in aller Munde sind, im Jahre 1640 im jugendlichen Alter von 31 Jahren gestorben und in der Katharinenkirche begraben. Hier hatten sich die Wirkungen des gewandten und vielschreibenden Pastor von Wedel, Johann Rist, der 1656 den „Elbischen Schwanenorden" gründete, konzentriert. Hier hatte schon 1643 Philipp von Zesen, der übrigens auch starke holländische Beziehungen hatte, zur Pflege der deutschen Sprache die „Deutschgesinnte Genossenschaft" ins Leben gerufen, die im Jahre 1715 in mancher Hinsicht durch die von Brockes, König von Richey gegründete „Teutschübende Gesellschaft" eine Fortsetzung fand.

Auch das Kirchenlied hatte schon um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Philipp Nicolai, dem Hauptpastor zu St. Katharinen, einen namhaften Vertreter gefunden, dessen Lieder „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme", mit wahrscheinlich von ihm selbst geschaffenen Melodien zu den Perlen des protestantischen Kirchengesanges gehören. Auf diesem Gebiete fand er 100 Jahre später einen würdigen Nachfolger in Erdmann Neumeister, der im Jahre 1718 als Hauptpastor von St. Jakobi sein bekanntes Lied „Jesus nimmt die Sünder an" dichtete.

Die weltliche Literatur des 18. Jahrhunderts wird in Hamburg eingeleitet durch den Epigrammatiker Christian Wernicke, der in seinen Epigrammen gegen französische Sitten und gegen den Lohensteinschen Schwulst zu Felde zog, und der mit seiner scharf geschliffenen Feder die große Zeit der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts hat vorbereiten helfen.

Nach Wernicke aber sind es zwei Söhne der Stadt Hamburg, die den Anfängen jener neuen Zeit in wesentlichen Stücken ihren Charakter gegeben haben, Brockes und Hagedorn. Von ihnen ist der Ratsherr Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), der Dichter des „Irdischen Vergnügens in Gott", wenn auch weitschweifig und mit religiöser Gebundenheit, so doch natürlich und ohne Geziertheit, als einer der Wiederentdecker der Natur in der deutschen Poesie gepriesen worden. Friedrich von Hagedorn (1708—1754) aber, der seit 1733 Sekretär bei dem englischen Court war, der lebensfrohe, leichtlebige und heitere, der Freund des Frühlings, des Weines und der Liebe, repräsentiert die andere Seite der hamburgischen Lebensauffassung seiner Zeit. Liebenswürdig und schalkhaft, einfach und natürlich, dabei flüssig in der Form und gewandt im Reime, ist er der bis heute unvergessene Sänger der Alster geworden.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt schon die Zahl der Schriftsteller, wie groß die Produktion und wie lebhaft das literarische Leben um diese Zeit in Hamburg war. Hier hat sich Joh. Joachim Christoph Bode, der in den Jahren 1762 und 1763 eine Zeitlang den „Hamburgischen Korrespondenten" redigierte, und der seit 1772 den „Wandsbecker Boten" verlegte, als gewandter Übersetzer aus dem Englischen, Französischen und Italienischen bekannt gemacht. Hier hat Joach. Heinr. Campe seinen „Robinson der Jüngere" bearbeitet und 1779 zuerst herausgegeben.

In Hamburg fand Matthias Claudius (1740—1815), der seit 1770 den „Wandsbecker Boten" erscheinen ließ, den ersten Widerhall für seine volkstümlichen Gedichte, und eine ähnliche Wirkung



Hamburg von der Lombardsbrücke gesehen.

Ölbild um 1840.

Im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.



übte von Wandsbeck aus Joh. Heinr. Voß (1751—1826), als er in den Jahren 1775 bis 1778 mit Claudius dort lebte, als er dort die Redaktion des von Boie herausgegebenen Musenalmanachs übernahm, und als er sich 1777 mit Ernestine Boie verheiratete, der er in seiner Idylle „Luise" ein unvergängliches Denkmal setzte. In Hamburg hat Voß auch im Jahre 1781 die erste Ausgabe seiner Übersetzung von „Homers Odyssee" erscheinen lassen.

Von all diesen Schriftstellern und Dichtern und von vielen hamburgischen Literaturfreunden geliebt und bewundert lebte hier seit 1775 bis zu seinem Tode im Jahre 1803 Friedr. Gottlob Klopstock, der hier erst den „Messias" vollendete, und der hier in seinen vielfach zu Unrecht vergessenen späteren Arbeiten die Wiederentdeckung und die dichterische Bearbeitung der deutschen Vergangenheit einleiten und damit sowohl die Zeiten der Romantik wie auch die wissenschaftlichen Arbeiten der Germanistik vorbereiten half.

Das Maß der Anteilnahme zu ergründen, die die hamburgische Bevölkerung als ganze dieser literarischen Tätigkeit entgegengebracht hat, dazu fehlt uns allerdings leider ein fester Maßstab. Aber soviel läßt sich dennoch mit voller Sicherheit sagen, daß die Dichter selbst die Kraft zum Schaffen außer aus den Tiefen der eigenen Persönlichkeit doch auch zum guten Teil aus dem Kulturboden gezogen haben, auf den sie gestellt waren, und daß ihnen der Widerhall aus der unmittelbaren Umgebung, dessen sie als Ansporn zu neuen Schöpfungen bedurften, in erwünschtem Maße zuteil geworden ist.

Außer aller Frage und viel sicherer zu fassen ist dagegen die Anteilnahme, die aus allen Schichten der Bevölkerung dem Theater und der Musik entgegengebracht wurde.

Das Theater in Hamburg konnte am Ausgange des 17. Jahrhunderts schon auf eine lange Geschichte zurückblicken. Schon im Mittelalter hatte es hier nicht an gelegentlichen geistlichen Aufführungen gefehlt. Dieselben hatten sich bis über die Reformations-

zeit hinaus fortgepflanzt, und noch 1548 hatte hier der Kürschner Liborius Hoppe ein geistliches Schauspiel aufführen lassen. Im 16. Jahrhundert waren dann vor allem die Gelehrten-Dramen im Schwange gewesen, deren Aufführung zum Beispiel am Johanneum noch im Jahre 1604 bezeugt ist.

Als Darsteller waren dabei Liebhaber und Schüler tätig gewesen. Niederländische Berufsschauspieler begegnen zuerst im Jahre 1590, und dann wiederholt im 17. Jahrhundert. Abgelöst wurden sie durch die englischen Komödianten, die hier ihre volkstümlichen Dramen und Singspiele auf die Bühne brachten.

Hamburg hat sich in dem allen nicht wesentlich von dem allgemeinen Geschmack der Zeit unterschieden, und ebenso zog auch, als im Jahre 1677 der Lizentiat und nachherige Senator Gerhard Schott das Opernhaus am Gänsemarkt gründete, alsbald die italienische Oper ein, die hier wie an manchen deutschen Fürstenhöfen zu riesigen Ausstattungsstücken umgewandelt wurde. Aber dabei hat sich Hamburg doch in einer sehr wichtigen Hinsicht ganz selbständig gehalten. Es unterlag nicht ganz dem Italienischen. Vor allem hielten hier die deutschen Tondichter Postel, Mattheson, Hunold und Feind die deutsche Sprache auf der Bühne siegreich gegenüber der italienischen in Ehren, und sie haben damit weitere Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft gerettet.

Das Hauptverdienst der hamburgischen Operngründung, an der sich als Komponist Johann Adam Reinken beteiligte, beruht also vor allem in der Richtung des ganzen Unternehmens, die sich bemühte, deutschen Geist in der Kunst lebendig zu erhalten. Später ist es besonders der 1739 verstorbene Reinhold Keiser gewesen, der trotz der Feindschaft der Geistlichen die Singbühne, für die er allein an die 120 Opern mit einem erstaunlichen Reichtum an Melodien schuf, zu einer ansehnlichen Blüte gebracht hat. Erst nach seinem Tode hat sich der italienische Einfluß eine Zeitlang stärker geltend machen können.

Neben dieser Bedeutung, die Hamburg für die Geschichte der

Oper gewonnen hat, ist es aber insbesondere auch, um das hier gleich anzufügen, als ein Hort deutscher Kirchenmusik bewährt. Wieder ist es Johann Adam Reinken, der hier genannt werden muß. Sechzig Jahre lang Organist an der Katharinenkirche, hat er sich zu dem großen Orgelkünstler entwickelt, der zusammen mit Dietrich Buxtehude, dem Organisten an der Marienkirche zu Lübeck, den Ruhm der norddeutschen Kirchenmusik begründete, und zu dessen Füßen der klassische Vollender dieser Kunst, Johann Sebastian Bach, andachtsvoll lauschend gesessen hat.

Oper und Kirchenmusik sind die beiden wichtigen Grundlagen gewesen, auf denen sich das musikalische Leben der Stadt im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgebaut hat. Hier hat Georg Friedrich Händel als zweiter Geiger an der Keiserschen Oper unter dem vielseitig begabten Mattheson seine Laufbahn begonnen, hier ist er mit seinen ersten Opern hervorgetreten und hier hat am 21. Mai 1772 sein „Messias" die erste Aufführung in Deutschland erlebt. Hier hat Chr. Willibald Gluck begeisterte Anerkennung gefunden, nicht zum wenigsten bei Klopstock, von dessen Oden und Liedern er mehrere in Musik gesetzt hat.

In Hamburg finden wir auch als Kirchenmusikdirektor seit 1767 Bachs Sohn, Philipp Emanuel Bach, dessen Klaviersonaten so erheblich auf Haydn eingewirkt und für die erste musikalische Ausbildung des jungen Beethoven die Grundlage des Unterrichts gebildet haben. Dieser Hamburger Bach ist zu seiner Zeit über alles gepriesen und sogar weit höher als sein Vater geschätzt worden. Selbst Mozart soll sein Urteil über ihn einmal in die Worte zusammengefaßt haben: „Er ist der Vater, wir sind die Buben. Wer von uns was Rechtes kann, hat von ihm gelernt. Mit dem, was er macht, kämen wir jetzt nicht mehr aus, aber wie er's macht, da steht ihm keiner gleich!"

Weit bekannter noch als die Entwicklung der Musik ist die Geschichte des Schauspiels in Hamburg. In dieser Hinsicht kann die Bedeutung der Stadt kaum hoch genug eingeschätzt werden,

denn man darf es getrost aussprechen, daß hier die Wurzeln der nationalen Schauspielkunst für ganz Deutschland gelegen haben. Aus Hamburg stammte jener Karl Andreas Paul, der in der Zeit zwischen 1650 und 1678 als Schauspieldirektor oft erscheint. 1672 läßt er sich hier nieder, und von ihm und seiner Truppe stammen alle bedeutenden deutschen Schauspielertruppen des 18. Jahrhunderts ab. Pauls Schwiegersohn ist Joh. Velten, dessen Truppe in hohem Ansehen stand. Andererseits ist von Pauls Truppe abgezweigt die des Andr. Elenson, die sich in der Neuberschen Truppe direkt fortsetzt. Auf diese letztere aber gehen wieder in gerader Linie die berühmten Truppen der Schönemann, Koch und Schröder-Ackermann zurück.

In Hamburg selbst haben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst die Truppe der Neuberin, dann die Schönemanns vor allem das künstlerische Niveau der deutschen Schauspielkunst in einer bis dahin beispiellosen Weise gehoben. So ist denn auch der große Ruf, den die Stadt schon damals als Theaterstadt besaß, zum größten Teil der Grund dafür gewesen, daß es bei der Errichtung des Deutschen Nationaltheaters im Jahre 1767 gelang, Gotthold Ephraim Lessing nach Hamburg zu ziehen. Und wenn Lessing hier auch nur kurze Zeit, bis zum Jahre 1770, seinen Sitz gehabt hat, so waren es doch, wie bekannt, gerade diese wenigen Jahre, in denen er seine berühmten Theaterbriefe der „Hamburgischen Dramaturgie" geschrieben hat, und es bleibt immer ein Ruhmestitel hamburgischer Kulturgeschichte, daß er hier die erste Aufführung seiner „Minna von Barnhelm" stattfinden ließ.

Als dann ein Jahr nach Lessings Fortgang Friedr. Ludw. Schröder im Jahre 1771 die Direktion des hamburgischen Schauspiels übernommen hatte, da ist dieser unermüdliche Mann es gewesen, der das Theater erst zur höchsten Höhe seines Ruhmes im 18. Jahrhundert hinaufgeführt hat. Er hat es zur vornehmsten Pflegestätte deutscher Schauspielkunst überhaupt erhoben, und damit ist

Die Elbe beim Grasbrook.

Ölbild von Leopold Graf v. Kalckreuth. Im Besitz der Kunsthalle.



der erzieherische Einfluß, den er auf das gesamte deutsche Theaterwesen ausgeübt hat, von unschätzbarer Bedeutung geworden.

Nimmt man die Summe aller dieser geschilderten geistigen und künstlerischen Bestrebungen, so erkennt man, daß sie alle erst in ihrer Zusammenwirkung dahin geführt haben, im 18. Jahrhundert den Ruhm Hamburgs als einer Kunst- und Kulturstätte sondergleichen in Deutschland erblühen zu lassen. Gewiß haben Reichtum und äußerer Glanz damals wie heute die Macht und das Glück der Stadt begründet. Aber erst der Geist, der in dem allen lebte, hat sie wahrhaftig zur vollen Größe erhoben. Mehr als äußerer Besitz sind es die geistigen Güter gewesen, die Hamburg im Urteile aller Zeitgenossen zu einer der vornehmsten Städte in deutschen Landen, wenn nicht zur vornehmsten überhaupt gestempelt haben.

Dieser mit edelsten Mitteln erworbene Ruhm der Stadt hat sie auch in die kommenden Zeiten, in das neue Jahrhundert hinein begleitet. Eines der rührendsten Zeugnisse dafür stammt aus der Zeit, da eben die bitterste Not über Hamburg hereinbrechen wollte. Es findet sich in einem Briefe Theodor Körners vom 18. August 1813, in dem er aus Ratzeburg schreibt: „So Gott will, wollen wir als deutsches Volk das edle Hamburg befreien mit unserem Blut!" und es spricht um so inniger zu jedem deutschen Herzen, als Körner dieses Gelübde schon acht Tage darauf mit seinem Heldentode besiegelt hat.





7. Kapitel.

Die Welthandelstadt des 19. Jahrhunderts.

Die Darstellung von Hamburgs Geschichte und Kultur hat im 19. Jahrhundert von so einschneidenden äußeren Ereignissen, so gewaltigen Umwälzungen und so großen Entwicklungen zu berichten wie in keiner Zeit vorher. In dieser kurzen Spanne von hundert Jahren hat die Stadt ihren tiefsten Fall und ihre höchste Blüte erlebt, hat ihr Handel sich zum erdumspannenden modernen Welthandel entwickelt, hat ihre Einwohnerzahl sich verzehnfacht, hat ihr Wohngebiet sich aus dem Ringe der Umwallungen losgelöst und zu den gewaltigen Ausdehnungen der heutigen Millionenstadt an den Ufern von Elbe, Alster und Bille sich ausgebreitet, ist die überwiegende Zahl älterer Bauwerke dem Feuer oder dem Abbruch verfallen, um neuzeitliche Bauformen, Straßen und Platzanlagen an ihrer Stelle erstehen zu lassen. In dieser Zeit haben die Wunderwerke moderner Technik ihren Einzug in Hamburg gehalten. In dieser Zeit hat im Verhältnis zum großen deutschen Vaterlande der Weg vom alten zum neuen Reich geführt.

Wenn wir in der überwältigenden Fülle dieser Erscheinungen die durchlaufenden Hauptlinien der Entwicklung klarzulegen suchen, so ist es auch jetzt wieder vor allem der Handel, der in steter Wechselwirkung mit den großen wirtschaftlichen Entwicklungen und den Begebenheiten der politischen Geschichte die Kultur der Stadt in maßgebender Weise beeinflußt und getragen hat.

Schon im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hatte der Handel einen sehr starken Aufschwung gewonnen, nachdem die Amerikaner in den Jahren 1775 bis 1783 ihren Freiheitskampf gegen England durchgekämpft hatten. Damals hatte Hamburg von der endlich sich ergebenden Möglichkeit, direkte Handelsbeziehungen mit Amerika anzuknüpfen, alsbald Gebrauch gemacht, und die schnelle Entwicklung, die diese Beziehungen genommen hatten, geht am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß in den 15 Jahren von 1784 bis 1799 die Zahl der aus den Häfen der Vereinigten Staaten in Hamburg eintreffenden Schiffe von 6 auf 192 gestiegen war.

Auch die französische Revolution war dem hamburgischen Handel zunächst durchaus günstig. Ihre Ideen waren in der Stadt anfänglich freudigst begrüßt worden, und ihre Einwirkungen trieben in den 90er Jahren bald eine große Zahl von Emigranten aus Frankreich, Belgien und Holland hierher. Der Einfluß der letzteren war so stark, daß sie dem öffentlichen Leben in Hamburg damals geradezu ein französisches Gepräge gegeben haben, wofür die im Jahre 1794 erfolgte Eröffnung eines französischen Schauspielhauses nur eines von vielen Anzeichen bildet. Ihr Geld und ihre überseeischen Beziehungen kamen dem hamburgischen Handel unmittelbar zugute, und so gelangte dieser, zumal da auch der Handel Hollands nach dessen Besetzung durch die Franzosen im Jahre 1795 zum großen Teil von Hamburg übernommen wurde, in den Folgejahren sehr rasch zu hoher Blüte.

Der allzu schnelle Aufschwung fand allerdings infolge von Überspekulation bald einen starken Rückschlag in der großen Handelskrise von 1799, aber diese wurde doch auch sehr rasch wieder überwunden. Am Anfang des neuen Jahrhunderts hatte der Handel sich bereits völlig erholt. Wenn er trotzdem statt des zu erwartenden großen Aufschwunges einem raschen und schweren Fall entgegenging, so tragen daran allein die unglücklichen politischen Ereignisse der Folgezeit die Schuld.

Während der Koalitionskriege gegen Frankreich hatte Hamburg,

wenn auch oft unter Schwierigkeiten und nicht ohne große Geldopfer seine Neutralität zu wahren gewußt, und dem hatte die Stadt es zu verdanken, daß sie beim Reichsdeputationshauptschluß 1803 nicht nur ihre Selbständigkeit bewahrte, sondern daß sie damals endlich auch die Oberhoheit über den im Herzen der Altstadt liegenden Dom erhielt. Aber auf die Dauer war es natürlich auch ihr nicht möglich, sich der Ungunst der sturmbewegten politischen Verhältnisse der Zeit zu entziehen.

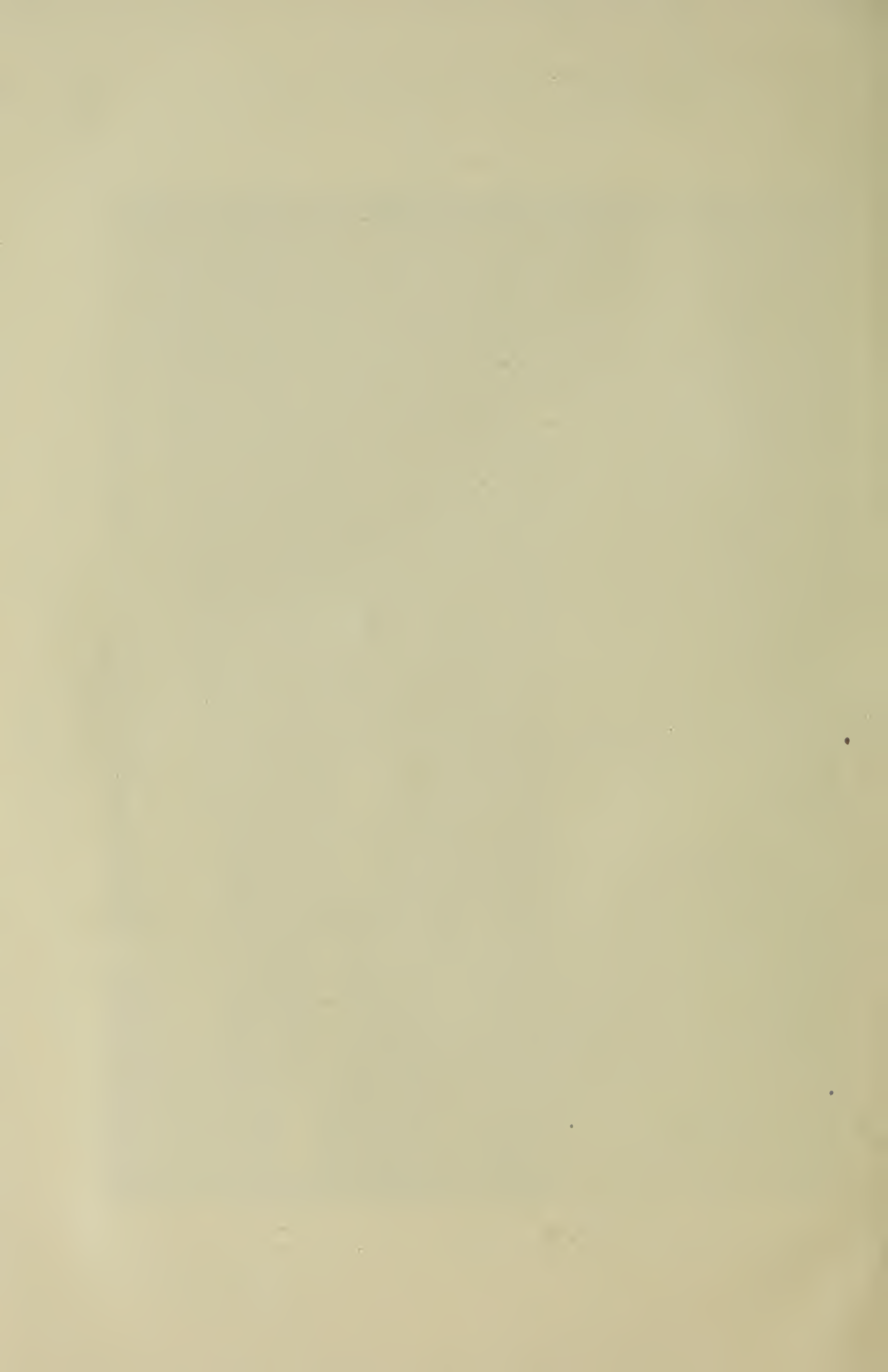
Schon die verschiedenen Elbblockaden von 1801 bis 1806 schädigten Handel und Schiffahrt ungeheuer. Dann aber erfolgte am 19. November 1806 die Besetzung der Stadt durch die Franzosen unter General Mortier. Hamburg wurde dadurch unmittelbar in die französischen Kriegsverwicklungen hineingerissen, und die am 13. Dezember 1810 verfügte Einverleibung der Stadt in das französische Kaiserreich bedeutete nur äußerlich die Feststellung eines tatsächlich längst bestehenden Zustandes. Die Einrichtung einer neuen Verfassung nach französischem Vorbilde, die Auflösung der alten hamburgischen Militärverbände und die Einführung des Code civile stellten das innere Leben der Stadt auf ganz neue fremdartige Grundlagen. Kontributionen aller Art, Einquartierungen von holländischen, italienischen, spanischen und französischen Truppen, dazu Rekrutenaushebungen für die 32. Militärdivision, der Hamburg als Hauptstadt des Departements der Elbmündung militärisch angehörte, verlangten schwere Einbußen an Gut und Blut.

Einen vernichtenden Schlag für den hamburgischen Handel bildete die Durchführung der Kontinentalsperre, das seit 1806 erlassene Verbot des Handels mit England und die im Jahre 1807 erfolgende Sperrung des Hafens, die eine völlige Aufhebung der Seeschiffahrt bedeutete. Dafür brachte auch die Einverleibung der Stadt in das französische Reich nicht den geringsten Ersatz, denn die Zollinien gegen Frankreich wurden damit nicht etwa aufgehoben, sondern auch hier wurde der Handel weiter durch Zollvorschriften aller Art geschädigt.



Blick vom Bismarck-Denkmal über die Kersten-Miles-Brücke zur Elbe.

Nach einer Aufnahme von W. Weimar.



Daß unter solchen Verhältnissen auch die Industrie schwer zu leiden hatte, bedarf kaum der Erwähnung. Die vorher blühende Zuckerindustrie wurde fast ganz lahmgelegt. Die Kattunfabriken wurden völlig vernichtet.

In dieser langen Leidenszeit der Stadt bildete der jubelnd begrüßte Einzug eines russischen Heeres unter Tettenborn am 18. März 1813 nur eine kurze Episode, da Tettenborn sich schon Ende Mai wieder vor den Truppen des General Vandamme zurückziehen mußte, und da die Tage der größten Not erst noch später über die unglückliche Stadt kommen sollten. Trotzdem bedeutet der Einzug Tettenborns den Umschwung in der dramatischen Entwicklung jener Geschehnisse. Die Gründung der Hanseatischen Legion und der Bürgergarde, von der dann ein großer Teil als Hanseatische Bürgergarde gemeinsam mit der Legion den Russen ins Feld folgte, waren als das Signal zur Erhebung ganz Norddeutschlands gedacht. Sie waren die entscheidenden Ereignisse, in denen der Wille, das verhaßte Joch des korsischen Imperators abzuschütteln, zur Tat wurde. Als solche sind sie von den Zeitgenossen richtig verstanden, und als solche leben sie auch im Gedächtnis der Nachwelt fort.

Mit dem Abzuge Tettenborns und dem abermaligen Einrücken der Franzosen begann das schlimmste Jahr, das die neuere Geschichte Hamburgs kennt. Eine ungeheure Strafkontribution wurde der an und für sich schon fast ganz erschöpften Stadt auferlegt. Dazu forderte die Fortifikation und die Verproviantierung der Stadt, in der Davoust sich zur Belagerung rüstete, gewaltige Opfer. Festungsbauten, in denen Hamburg und Harburg nach Napoleons eigenen Plänen in ein einziges großes Befestigungs-System gebracht wurden, und Brücken und Fähren über Wilhelmsburg und die Elbe, mit denen beide Städte in erstaunlich kurzer Zeit untereinander verbunden wurden, forderten Zwangsarbeiten und Materiallieferungen ohne Ende. Die öffentlichen Gebäude wurden zu militärischen Zwecken benutzt, die Kirchen von St. Petri, St. Ni-

kolai, St. Jakobi als Pferdeställe, die vom Hl. Geist, von St. Johannes und St. Gertrud als Heumagazine verwandt. Endlich wurden, um das Vorland vor der Festung freizulegen, die Gegenden vor den Toren von allen Gebäuden, Hecken und Bäumen gesäubert und so das ganze Gebiet von St. Pauli, vor dem Dammtor, St. Georg, Hamm, am Stadtdeich und auf dem Grasbrook in eine wüste Ebene verwandelt.

Die Schlacht bei Leipzig war längst geschlagen, aber für Hamburg war die Stunde der Befreiung noch nicht gekommen, vielmehr standen für die unglückliche Stadt die schlimmsten Tage noch bevor. Ein halbes Jahr lang, vom Dezember 1813 bis zum Mai 1814 hielt Davoust die Belagerung durch ein russisches Heer unter Bennigsen aus, und alle Schrecknisse des Krieges senkten sich zugleich auf die Bewohner der belagerten Stadt. In großen Scharen sind damals die ärmeren Schichten der Bevölkerung, für die keine Lebensmittel vorhanden waren, aus Hamburg ausgetrieben, und viele von ihnen sind trotz nachbarlicher Hilfe bei der Winterkälte in Krankheit und Hunger elend verkommen. Die in der Stadt zurückblieben, warteten von Woche zu Woche vergebens auf die Befreiung. Auch sie mußten Krankheit und Entbehrungen bis auf das letzte auskosten, und schließlich fühlten sie sich bei aller Not in begreiflichen Regungen menschlichen Mitgefühls fast mit den Soldaten des verhaßten Feindes verbunden, die im Elend und im Dreck der belagerten Stadt dahinsiechten, und von denen allein in den Lazaretten fast 11 000 Mann an Krankheiten und Wunden gestorben sind.

Erst am 31. Mai 1814 konnte Bennigsen in die Stadt einziehen. Die alte Verfassung wurde hergestellt, Senat und Bürgerschaft traten wieder ins Leben. Neben Lübeck, Bremen und Frankfurt wurde Hamburg als freie Stadt in den deutschen Bund aufgenommen, ihre amtliche Bezeichnung als „freie und Hansastadt“ stammt aus dieser Zeit. Die Militärverhältnisse wurden neu geregelt. Eine stehende Truppe bildete nach Auflösung der Hanseatischen Legion

das Bundes-Kontingent. Die alte Bürgerwache fand ihre Erneuerung und Verjüngung in der Bürgergarde, die dann noch ein halbes Jahrhundert hindurch zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt gute Dienste geleistet hat, während andererseits freilich ihre rein militärischen Werte mehr und mehr in Frage gestellt wurden.

Die unmittelbar schädigende Einwirkung, die die überstandene Not der Franzosenzeit auf den hamburgischen Handel ausgeübt hatte, war in seinen gewaltigen materiellen Einbußen fast unberechenbar. Nur wenige der großen Handelshäuser vom Ende des 18. Jahrhunderts haben sie überstanden, und viele vordem wohlhabende Leute sind ihr Leben lang nicht wieder hochgekommen. So mußte der Handel nach 1814 ganz von neuem wieder anfangen, und fast die einzige und jedenfalls die beste Stütze dabei waren die kaufmännischen Erfahrungen, die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts gesammelt waren, und die alten Verbindungen, die neu wieder angeknüpft werden konnten, wie denn vor allem die Handelsbeziehungen mit England bald wieder aufgenommen wurden.

Große Schwierigkeiten blieben dabei noch lange bestehen. Besonders hinderte überall der Geldmangel, so daß schon in den Jahren 1817 und 1818 wieder eine schwere Krisis eintrat. Wenn auch der Warenhandel bald wieder einen lebhaften Aufschwung nahm, so konnte damit vor allem die Reederei zunächst noch in keiner Weise Schritt halten, und im Jahre 1826 besaß Hamburg mit 123 Schiffen erst wieder die Hälfte dessen, was es im Jahre 1798 gehabt hat.

Erst seit den 30er Jahren, nachdem bereits durch den Ausbau der Dampfschiffahrt der überseeische Verkehr auf ganz neue und andersgeartete Grundlagen gestellt war, nahm die Reederei wieder einen vollen Aufschwung. Im Jahre 1836 gründete Sloman die erste regelmäßige Schiffsverbindung mit New-York, der dann 11 Jahre später, im Jahre 1847, die Errichtung der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt Aktien-Gesellschaft folgte.

Um die gleiche Zeit gewann der überseeische Handel auch in anderer Weise freie Bahn. Die spanischen Kolonien von Süd- und Mittelamerika hatten 1825 ihre Selbständigkeit erlangt, wodurch dem hamburgischen Handel weite Gebiete neu erschlossen wurden. Auch die noch immer drohende Barbaresken-Gefahr, die sich im Anfange des Jahrhunderts sogar wieder vermehrt hatte, war endlich durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830 beseitigt, und damit auch das Mittelländische Meer für den hamburgischen Handel erst dauernd zugänglich geworden.

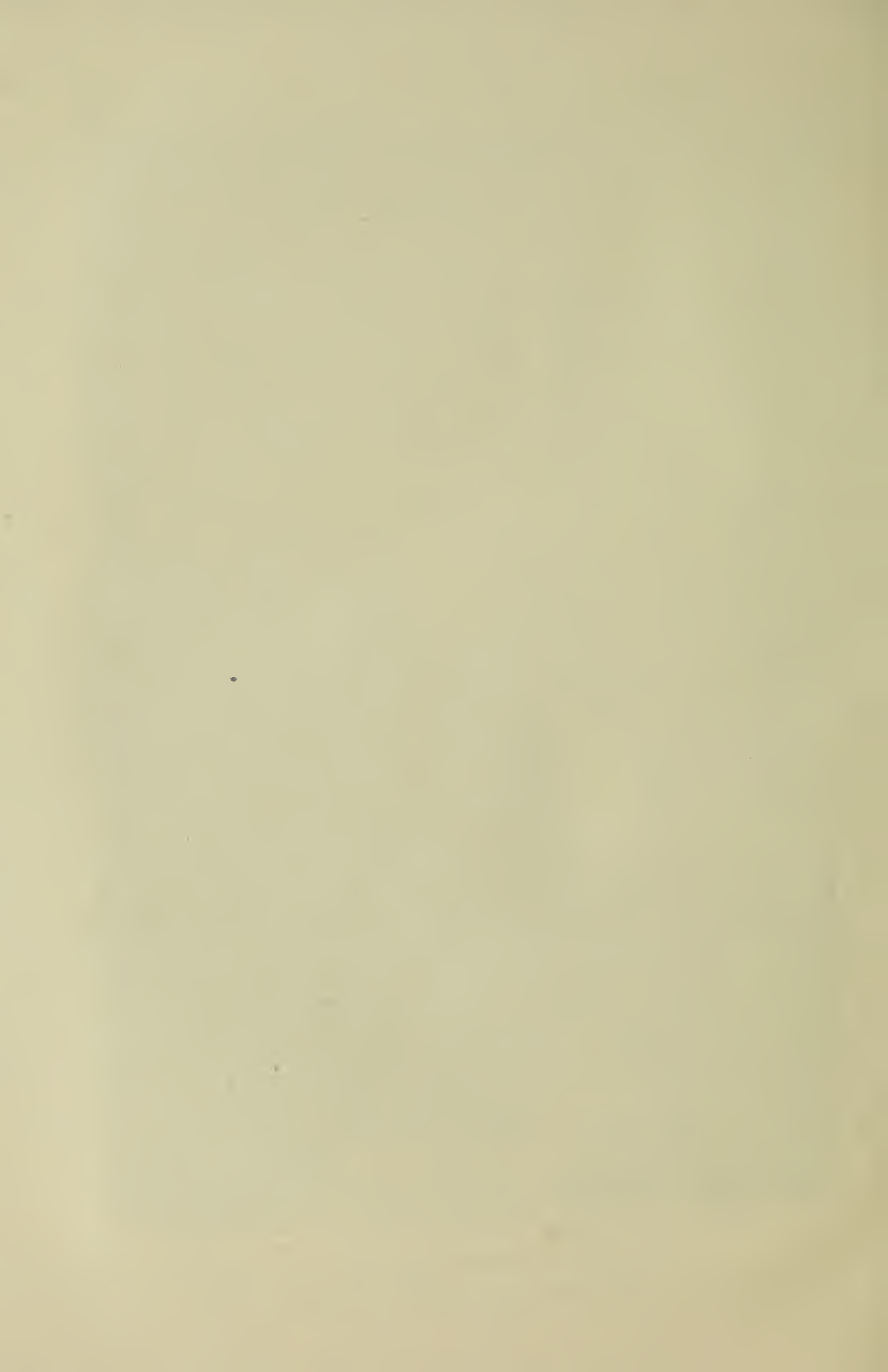
Unter solchen verschiedenartigen Einwirkungen begann nun in dieser Zeit der ausgehenden ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Handelsverkehr nach den außereuropäischen Ländern sich voll zu entwickeln. Damals haben schon Laeisz in Südamerika, Godeffroy in der Südsee, Woermann in Westafrika ihre ersten Niederlassungen gegründet. Die Beziehungen zum Ausland waren daher in jener Zeit für die großen Handelshäuser vielleicht wichtiger als die zum Inland, zumal die handelspolitischen Verhältnisse zu den einzelnen deutschen Staaten wie zum Zollverein für Hamburg in mancher Hinsicht keineswegs erfreulich waren.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Hamburg seine Entwicklung zur modernen Welthandelsstadt bereits vollendet. Sein Handel war zu einer vordem noch nie erreichten Höhe emporgebracht, seine Reederei nahm um diese Zeit einen großen Aufschwung und in Verbindung damit gelangte jetzt endlich auch der Schiffsbau zur Blüte. Der allgemeine große Aufschwung befähigte die Stadt, Katastrophen wie den großen Brand von 1842 und die schwere Handelskrisis von 1857 oder die Erregungen der Bevölkerung, wie sie die 48er Revolutionsbewegungen und die leidenschaftliche Teilnahme an den schleswig-holsteinischen Kriegsbegebenheiten mit sich brachten, ohne dauernde Schädigung zu überwinden.

In sich gefestigt trat Hamburg in das sechste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ein, das für das innere Leben und die äußeren Beziehungen der Stadt von so vielfach entscheidender Bedeutung wer-



Brand der Petrikirche 1842.
Nach einer Lithographie von O. Speckter.



den sollte. Ein wichtiges Ereignis folgte dem andern auf dem Fuße. Schon das Jahr 1860 brachte die am 28. September veröffentlichte neue Verfassung, nach der die Staatsgewalt dem aus 18 Mitgliedern bestehenden Senate und der Bürgerschaft gemeinsam zusteht, und die nach einigen Änderungen vom Jahre 1879 noch heute die Grundlage der Verfassung bildet.

Fast vor den Augen der hamburgischen Bevölkerung spielten sich die Ereignisse des schleswig-holsteinischen Krieges von 1864 ab. Der zwei Jahre darauf ausbrechende deutsche Krieg führte Hamburg an die Seite Preußens und dann als Bundesglied in den Norddeutschen Bund.

Eine ganz neue Organisation der militärischen Verhältnisse veranlaßte die mit Preußen abgeschlossene Militär-Konvention von 1867. Die alten militärischen Verbände, Kontingent und Bürgergarde wurden aufgelöst. An ihre Stelle trat das 76. Infanterie-Regiment, das später als 2. Hanseatisches bezeichnet und mit dem Namen „Hamburg" versehen ist. In den Reihen dieses Regiments hat Hamburgs waffenfähige Jugend an dem deutsch-französischen Kriege teilgenommen, und so stark war damals noch der Nachhall der Franzosenzeit, daß man fast sagen kann, die Hamburger seien 1870 noch im lebendigen Zorne über die Ereignisse der Jahre 1810 bis 1814 in den Krieg gezogen. An den Belagerungen von Metz und Paris und an den Schlachten an der Loire, besonders an der bei Loigny haben sie ruhmreichen Anteil gehabt und so zu dem einen großen Ziele mitgeholfen, das in der Gründung des neuen deutschen Reiches und in der Aufrichtung des Kaiserthrones seine Vollendung fand.

Diese rasch aufeinanderfolgenden großen politischen Ereignisse, für das gesamte Deutschland von gleich einschneidender Bedeutung wie für seine einzelnen Teile, trafen Hamburg in einer Zeit blühender wirtschaftlicher Entwicklung. Der Schiffsverkehr der Stadt war in zunehmender Steigerung begriffen. Das dauernde Wachstum der Dampfschiffahrt, das schon um 1840 eine Vergrößerung

der Hafenanlagen und dann 1855 eine bedeutende Erweiterung des Niederhafens veranlaßt hatte, war in Verbindung mit dem großen Aufschwunge der hamburgischen Reederei schon in den 60er Jahren der Grund zur Schaffung großer moderner Quaianlagen geworden. In der Zeit von 1862 bis 1865 war der Sandtorquai fertiggestellt, und 1867 hatte man bereits mit der Errichtung eines zweiten ähnlichen Baues begonnen, der bei seiner Eröffnung nach dem Kriege den Namen Kaiserquai erhielt.

Etwa gleichzeitig war auch eine Reihe wichtiger Eisenbahnverbindungen eröffnet worden, deren Herstellung man anfänglich nur mit einigem Zögern begonnen, dann aber wegen mancherlei nachbarlicher Schwierigkeiten nur langsam hatte zur Durchführung bringen können. Die 1842 bis Bergedorf geführte und 1846 bis Berlin fortgesetzte Eisenbahn war 1866 zweigleisig geworden, und gleichzeitig war die Verbindungsbahn nach Altona gebaut, durch die Hamburg den direkten Anschluß an die schon seit zwei Jahrzehnten unter dänischer Herrschaft errichtete Bahn Altona-Kiel gewann. 1865 war die Bahn nach Lübeck eröffnet und 1872 wurde die nach Harburg und Bremen in Betrieb genommen, zu der dann sieben Jahre später eine Anschlußlinie von Harburg nach Cuxhaven begonnen wurde.

Durch alle diese Verbindungen wurden dem gewaltig gesteigerten Verkehr neue Hilfsmittel, wurden dem Handel bis dahin ungeahnte Möglichkeiten geschaffen. Auf den neu errichteten Schienensträngen hatte Hamburg jetzt ununterbrochene Eisenbahn-Verbindungen nach allen vier Himmelsrichtungen und so für einen schnellen Aufschwung des Binnenhandels die unentbehrlichen Grundlagen gewonnen.

Nach der Aufrichtung des Deutschen Reiches, die dem hamburgischen Handel in so mannigfacher Weise neue Kräfte zuführte, blieb für die Stadt die Frage des Zollanschlusses, die schon vorher zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt hatte, zunächst noch offen. In dieser Hinsicht war schon zu den Zeiten des Zollvereins,

zu dem Hamburg dauernd in einer schwierigen Stellung geblieben war, doch auch im Binnenlande allmählich die Erkenntnis von der Notwendigkeit durchgedrungen, der Stadt eine Freihafen-Stellung zuzugestehen. Über die Ausdehnung des zu gewährenden Freihafens aber, und besonders über die Frage, ob auch die Wohnstadt mit in diesen einbezogen bleiben sollte, waren die Meinungen geteilt geblieben. Die überwältigende Mehrzahl der hamburgischen Kaufmannschaft blieb sich einig in dem Bestreben, die Freihafenstellung der Stadt aufrecht zu erhalten, und so bestanden in den 70er Jahren über die Formen, in denen ein eventueller Zollanschluß erfolgen könnte, so große Unklarheiten und Meinungsverschiedenheiten fort, daß an ihnen vorerst noch alle Pläne in dieser Hinsicht scheitern mußten. Erst im Jahre 1881 führten die Verhandlungen mit der Reichsregierung, zu denen sich die Stadt trotz mancher entgegenstehender Bedenken gleichwohl durch den Zwang der nachbarlichen Entwicklungen genötigt sah, zu einem endgültigen Abschluß, nach dem Hamburg in das Zollgebiet des deutschen Reiches eintrat, wobei aber ein bestimmt umgrenzter Hafenbezirk als Freihafen bestehen blieb.

Mit dem Zollanschluß, der im Jahre 1888 gleichzeitig mit der Vollendung des Freihafens erfolgte, waren für die Stadt eigentlich erst alle Folgerungen, die sich aus der Reichsgründung notwendigerweise ergeben mußten, gezogen worden. Diese selbst aber hatte auch schon vorher ihre segensreichen Wirkungen in einem gewaltigen Aufschwunge des gesamten Verkehrs- und Handelslebens ausgeübt. Neue Dampferverbindungen, die die ganze Erde umspannen, waren seitdem begründet, neue Eisenbahnlinien waren angelegt, die Elbe war vertieft, und die Hilfsmittel moderner Technik haben sie seitdem auch im Winter durch Eisbruch für den Schiffsverkehr offen gehalten.

Freilich ging die Entwicklung auch jetzt nicht in ungebrochener Linie bergan. Auf die Jahre der Überspekulation, die unmittelbar nach dem Kriege einsetzen, folgte bald ein empfindlicher Rückschlag,

der sich erst in den achtziger Jahren voll wieder ausgeglichen hat. In der Gesamtheit aber ist ein erfreulicher dauernder Aufstieg zu verzeichnen geblieben. Durch den Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals hat der hamburgische Handel den für ihn so wichtigen direkten Zugang zur Ostsee erhalten. Neue Dampfer-Verbindungen sind andauernd im Entstehen begriffen. Der Schiffsbau hat einen großen Aufschwung genommen: zu den älteren großen Unternehmungen war schon 1877 als neue bedeutende Schiffswerft die von Blohm und Voß hinzugekommen, und 1908 sind ihr die großen Werftanlagen des Vulkan gefolgt. Die für das Laienauge schon fast unübersehbaren Hafenbauten befinden sich in fortschreitendem Wachstum, und in rastloser Arbeit wird die Fahrstraße der Elbe für die zu immer größeren Formen entwickelten Riesenschiffe des überseeischen Verkehrs offen gehalten.

Seit 1871 hat sich Hamburgs Einfuhr mehr als versiebenfacht, der Schiffsverkehr — gemessen an der Tonnage der einlaufenden Schiffe — stellt sich in den Jahren 1871 und 1910 in den Verhältniszahlen von 100 zu 671 dar. Die Ausfuhr hat sich in der gleichen Zeit verzwölffacht. In dem gewaltigen Wachstum der Schiffahrt hat die Stadt sich seit den 80er Jahren trotz der angespannten Nebenbuhlerschaft von Antwerpen und Rotterdam als der erste Hafen des Festlandes behauptet. Sein Handel hat die schweren Wunden, die das Cholerajahr 1892 und der große Hafenstreik von 1897/98 schlugen, ohne dauernde Schädigung zu überwinden vermocht. So ist die Stadt im internationalen Handelsverkehr zu einer Macht geworden, die in der Welt nur wenige ihresgleichen findet. Ihre gewaltige Bedeutung für das wirtschaftliche Leben des gesamten deutschen Reiches wird gerühmt und bewundert, soweit die deutsche Zunge klingt, und mehr als je gilt heute der Spruch, der einst den Titel einer kleinen Denkschrift bildete: „Hamburgs Wohlstand gut für Deutschland!"



Die St. Michaeliskirche vor dem Brande 1906.
Nach Aufnahme von W. Weimar.



Die Entwicklung des Stadtbildes im 19. Jahrhundert hat den Wechsel der politischen Ereignisse und den geschilderten großen wirtschaftlichen Aufstieg gleichmäßig begleitet. Die lebhafte Handelsblüte des ausgehenden 18. Jahrhunderts und die starke Zunahme der Bevölkerung in jener Zeit hatte eine rasche Steigerung der Bautätigkeit zur unmittelbaren Folge. Da diese noch immer auf ein begrenztes Gebiet innerhalb der Wälle der damals noch ganz geschlossenen Stadt angewiesen war, so ist es begreiflich, daß man sich mehr und mehr genötigt sah, das bis dahin noch verfügbare Gartenland in Baugrund zu verwandeln. So sind damals erst in sehr starkem Maße die in die Baublöcke tief einschneidenden Höfe bebaut worden, deren in Fachwerk errichtete „Buden" mit den vielen Fenstern diesen engen und vielfach malerisch verzogenen Wohngängen ein so eindrucksvolles Aussehen verliehen.

Das starke Ausdehnungsbedürfnis und dazu der Wunsch, die Stadt, deren Wehrbarkeit dauernd große Ausgaben erforderte, endgültig ihres Festungswertes zu entkleiden, hatte schon im Jahre 1804 dazu geführt, daß man die Befestigungswerke zu schleifen begann. Ihre Niederlegung dauerte auch nach dem Einzuge der Franzosen noch fort, aber wir haben schon früher gesehen, wie der fernere Verlauf der Zeiten der Fremdherrschaft nicht nur zu der Anlage neuer gewaltiger Festungswerke führte, sondern auch eine weitere private Bautätigkeit fast unmöglich machte, obendrein aber die Vorstadtanlagen außerhalb der Wälle völlig vom Erdboden verschwinden ließ.

Nach diesen Vorgängen liegt es auf der Hand, daß in der neuen Bautätigkeit, die in den Erholungsjahren nach der Franzosenzeit alsbald wieder einsetzte, sich nunmehr neue bauliche Kräfte entfalteten, die für sich allein einen erheblichen Teil der starken Änderungen des Stadtbildes im 19. Jahrhundert herbeigeführt haben. Die abermalige Niederlegung der Festungswerke, die durch gärtnerische Anlagen ersetzt wurden, war auf der Strecke vom Millerntor bis zum Dammtor im Jahre 1827 vollendet und bis 1832

nach dem Steintor fortgeführt. Die genannten Tore hatten dabei Torhäuser für Akzise, Wache, Polizei und Torsperre erhalten und waren mit einem von fünf Sandsteinpfeilern getragenen Sperrgitter versehen.

Daraufhin entwickelte sich nun besonders in der Gegend des Dammtores eine lebhafte Bautätigkeit, die bis zum Jahre 1841 die ganze Fläche zwischen Esplanade und Gänsemarkt in Bebauung nahm. Damals wurde der neue Jungfernstieg angelegt, der an der Westseite der Binnenalster eine sehr vornehme neue Wohnstraße entstehen ließ. Damals wurde — in den Jahren 1827 bis 1830 — die Esplanade bebaut, und es ist besonders hervorzuheben, daß man dabei die bauliche Gestaltung der Einzelhäuser nicht dem Ermessen der Architekten überließ, sondern daß man in deutlicher Absicht einer bewußten Baupflege nach englischem Vorbild die Bauherren verpflichtete, eine größere Reihe von Einzelbauten in der Ausbildung der Fassaden zu geschlossenen architektonischen Gruppen zusammenzufassen. Englischer Einfluß ist es auch vielfach gewesen, der bei der Bebauung der Uhlenhorst, auf der seit dem Jahre 1837 eine der ersten deutschen Villen-Städte entstand, sich geltend machte.

Besonders auffallend waren die Veränderungen, die um die gleiche Zeit sich an dem Bestande der öffentlichen Gebäude vollzogen. Eine große Reihe der wichtigsten alten Baudenkmäler sind damals dem Abbruch verfallen, allen voran Hamburgs ältester Kirchenbau, der Dom. Dieser war, wie erwähnt, beim Reichsdeputationshauptschluß endlich der Oberhoheit der Stadt zugefallen, und vielleicht hat der viele Verdruß, den man Jahrhunderte lang seinetwegen gehabt hatte, mit dazu beigetragen, daß man schon im Jahre 1804 sich entschloß, ihn „wegen Baufälligkeit" abzubrechen. Gleich ihm sind dann in der Zeit von 1829 bis 1841 die Johanniskirche, die Hl. Geistkirche, das Marien-Magdalenenkloster, das Johanniskloster und der letzte mittelalterliche Mauerturm am Meßberg, die im Volksmunde sogenannte „Roggenkiste" niedergelegt, und so hat Hamburg damals der Strömung der Zeit, die auch

in vielen anderen deutschen Städten so stark unter den alten Baudenkmälern aufgeräumt hat, seinen reichlichen Tribut entrichtet.

Nimmt man dazu, daß auch der Turm der Jakobikirche schon im Jahre 1810 seines obersten Geschosses und der Turmspitze entkleidet und 1827 durch Fersenfeld wieder mit einem neugotischen achteckigen Aufbau versehen war, daß an neuen öffentlichen Gebäuden das Allgemeine Krankenhaus St. Georg in den Jahren 1821—23 von Wimmel gebaut und 1826/27 das neue Schauspielhaus nach Schinkels Entwurf entstanden war, daß 1837 das Johanniskloster am Schützenwall errichtet, 1837—40 das Johanneum für die Gelehrtenschule und die Stadtbibliothek aufgeführt war, und daß endlich 1841 auch die neue Börse nach den Plänen von Wimmel und Forsmann fertiggestellt war, so ergibt sich aus alledem zur Genüge, daß bereits um 1840 im Vergleich zu dem Anfange des Jahrhunderts die Stadt sich in einem sehr erheblich veränderten Gewande dem Auge darstellte.

Einen neuen gewaltigen Einschnitt brachte das Jahr 1842. Damals wurde Hamburg von einem Ereignis heimgesucht, wie es seit dem Brande von Magdeburg im Jahre 1631 keine größere deutsche Stadt mehr betroffen hatte. In den Tagen vom 5. bis 8. Mai fiel ein großer Teil der Altstadt einer schweren Feuersbrunst, die sich über die Kirchspiele von St. Nikolai, St. Petri und St. Jakobi ausbreitete, zum Opfer. Dabei wurden von den öffentlichen Gebäuden vor allem die Nikolai-, die Petri- und die St. Gertrudenkirche, ferner das Rathaus, die Börse, das Spinnhaus, der Marstall, das Detentionshaus und viele andere von minderer Bedeutung, dazu 1749 Häuser und 2462 Säle, Buden und Kellerwohnungen, im ganzen 4219 Feuerstellen und 120 Speicher ein Raub der Flammen. Mitten im Feuer verschont blieb die neue Börse, ebenso auch das kurz vorher fertiggestellte Johanneum mit den vielfach unersetzlichen Schätzen der Stadtbibliothek, während das Archiv schwere Einbußen erlitt.

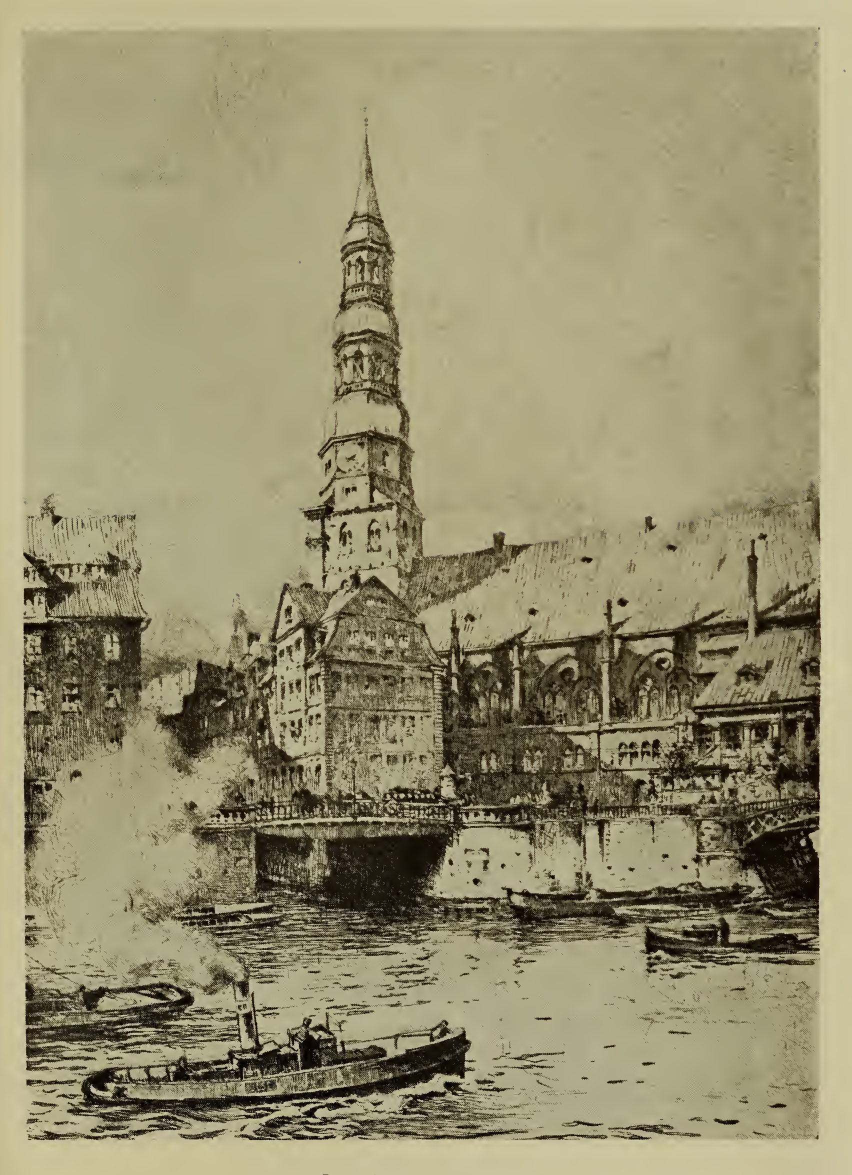
Ungeheuer wie die Wirkungen des Brandes war der Eindruck,

den er machte. In allen Teilen Deutschlands regte sich die Hilfsbereitschaft, und der Wunsch, die schwer heimgesuchte Stadt zu unterstützen, wurde ebenso wie die Frage des Kölner Dombaues, die damals die Gemüter stark beschäftigte, zu einer nationalen Angelegenheit.

Die Bautätigkeit, die der Brand unmittelbar veranlaßte, war naturgemäß eine sehr große. Für die abgebrannten Bezirke ward von einer besonderen Kommission, die aus Männern wie Wimmel, Hübbe, Chateauneuf u. a. bestand, ein neuer Bebauungsplan aufgestellt. Die Straßen wurden verbreitert, die Fleete reguliert und teilweise zugeworfen. Umfangreiche neue Sielanlagen wurden nach dem Entwurf von Lindley ausgeführt, und zwecks Neueinteilung der Bauplätze wurde ein großer Teil der Grundstücke expropriiert.

Die Neubebauung war vielfach recht glücklich. Besonders verdienstvoll war die Art, wie die kleine Alster neu gestaltet und mit den von Chateauneuf errichteten Alsterarkaden umsäumt wurde. Dasselbe gilt von der Umbauung der Binnenalster, deren Wasserbecken neu gefaßt und an der Ostseite mit einer Uferstraße, dem Alsterdamm begrenzt wurde. Damals erst hat die Stadt infolge der Neubebauung ihr Antlitz auch an der Ostseite der Binnenalster zugekehrt, während bis dahin noch immer die Hinterseiten der Häuser an dieser Stelle zur Alster gerichtet gewesen waren. Die alten Bebauungsverhältnisse der mittelalterlichen Stadt haben in dieser Hinsicht also erst nach dem Brande ihren Abschluß gefunden. Die Binnenalster aber ist erst seit dieser Zeit in Wahrheit zum Kleinod Hamburgs geworden, das so schön und so fest von dem Ringe der Stadt umspannt wird.

Die Erneuerung der Kirchen, zu der man ebenfalls kurz nach dem Brande schritt, geschah nur zum Teil in einer dauernd befriedigenden Weise. Die unter Leitung von Chateauneuf und Fersenfeld in den Jahren von 1844 bis 1849 ausgeführte Herstellung der Petrikirche, deren Turmbau erst 1878 vollendet war, lehnte sich eng an die Formen des alten Kirchenbaues an, und sie gelang



Die Katharinenkirche.

Nach einer Radierung von L. Kasimir. Verlag von Commeter-Hamburg.



so gut, daß die Kirche auch in ihrer jetzigen Gestalt sich eindrucksvoll, schön und würdig in die Reihe der architektonischen Wahrzeichen Hamburgs eingliedert. Anders ging es leider mit der Nikolaikirche, deren Doppelgiebel mit dem schön profilierten Turme Peter Marquards dereinst das Bild des Hopfenmarktes und die Silhouette der ganzen Stadt in so charakteristischer Weise beherrscht hatte. Was jetzt an seine Stelle gesetzt wurde, der gotische Sandsteinbau, der in den Jahren 1845 bis 1874 nach den Plänen des Engländers G. G. Scott entstand, war für das Gefühl jener Zeit allerdings eine ganz große Leistung. Auf uns Nachgeborene aber macht der Bau viel mehr den Eindruck eines virtuos ausgeführten großen Rechenexempels als eines aus leidenschaftlichem inneren Erleben entstandenen Kunstwerks.

Für die Zwecke des Rathauses wurde zunächst das Waisenhaus an der Admiralitätsstraße benützt, das daher später im Volksmunde die Bezeichnung „Altes Rathaus" behalten hat. Ein neuer Bau ist dann im wohlbedachten und für die Handelsstadt charakteristischen unmittelbaren Zusammenhange mit der Börse aufgeführt und im Jahre 1897 in Benutzung genommen, ein Werk, dem natürlich das Beste fehlen mußte, was die Rathäuser unserer alten Städte auszuzeichnen pflegt, die Ehrwürdigkeit des Alters und der äußere Abglanz einer in langen Jahrhunderten gewachsenen Entwicklung, und doch ein Werk, in dem die große Vergangenheit und die reiche Gegenwart der Stadt eindrucksvoll verkörpert ist, und in dem das künstlerische Wollen seiner Entstehungszeit voll zum Ausdruck gelangt ist.

Aus den grauenvollen Trümmern einer fast unübersehbaren Brandstätte ist so um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue Stadt erwachsen. Wiederum hatte es sich bewahrheitet, was Max v. Schenkendorf im Jahre 1814 gesungen hatte:

„Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg reich und schön,
Du wirst zu neuen Ehren
Als Phönix auferstehn".

Von den Teilen der Altstadt aber, die die Fährnisse der Franzosenzeit und des großen Brandes von 1842 überstanden hatten, ist dann doch auch das meiste noch in der Folgezeit anderen Einwirkungen zum Opfer gefallen. Für die Anlage des Freihafens mußte ein ganzer Bezirk des Katharinen-Kirchspiels niedergelegt werden. Der prächtige Wandrahm und der höchst charakteristische Kehrwieder mit den benachbarten Straßen des Brooks und mit der kleinen St. Annen-Kapelle sind damals abgebrochen, um neuen Straßenanlagen und Kanälen und gewaltigen Speicherbauten Platz zu machen.

Andere Gebiete der Stadt, große Teile des Gängeviertels von St. Michaelis und die engbebauten Höfe des Jakobikirchspiels sind zum Zwecke der Sanierung der Altstadt abgebrochen worden. Eine große Verbindungsstraße ist vom Rathaus nach dem neu errichteten Hauptbahnhof durchgezogen, und das alles hat natürlich nicht geschehen können, ohne daß viele alte und für die niederdeutsche Stadt charakteristische malerische Werte in Gassen und Höfen eingebüßt sind, wie denn auch die wenigen Reste des mittelalterlichen Fachwerkbaues dabei fast bis auf das Letzte geopfert werden mußten.

Endlich ist es auch die im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgte schnelle Entwicklung zur Großstadt und die dadurch bedingte Verschiebung der örtlichen Wohnungs- und Verkehrsverhältnisse gewesen, die den Resten des älteren bürgerlichen Wohnhauses verderblich geworden ist. Die Umbildung der alten Wohnstadt in eine reine Geschäftsstadt mußte in den inneren Stadtbezirken mehr und mehr auf neue Bauformen hindrängen, und was das Kaufmannshaus angeht, so wirkte die gleichzeitig ausgebildete Trennung der Schreibstuben und Kontore von den Warenlagern und Speicherräumen ebenfalls nach der gleichen modernisierenden Richtung.

So ist infolge einer gewaltig gesteigerten privaten Bautätigkeit ein altes Kaufmannshaus nach dem andern und eine große Handelsdiele nach der andern verschwunden, und neue große Kontorhäuser, die ganz anders gearteten wirtschaftlichen Verhältnissen zu

dienen haben, sind an ihre Stelle getreten. Zu Wohnzwecken aber bleiben diese inneren Gebiete der alten Stadt, zumal infolge des vielfach vermehrten Bodenwertes immer weniger verwendbar. Vor den Toren sind daher rings um die Ufer der Außenalster und weit über die Bezirke der ehemaligen Nachbardörfer hinaus unübersehbare Wohngebiete mit gartenumsäumten Villen und mit riesigen Mietshäusern entstanden.

Diese Entwicklung hatte bereits sehr stark eingesetzt, als im Jahre 1860 endlich die alte Torsperre aufgehoben und Hamburg damit endgültig zur offenen Stadt geworden war. Sie hält heute noch mit unverminderter Kraft an, und es ist kaum abzusehen, wann und an welchen Grenzen das machtvolle Wachstum dieses gewaltigen Stadtkörpers zum Stillstand kommen soll.

Die Silhouette der Altstadt ist im Vergleich zu dem Stadtbilde vom Anfang des 19. Jahrhunderts in mancher Hinsicht erheblich verändert. Alte Kirchtürme sind für immer versunken, neue wie der von St. Nikolai sind dafür entstanden, und der Turm des Rathauses ist ebenfalls als neues charakteristisches Moment hinzugekommen. Eine letzte schwere Lücke wurde in die Reihe dieser Stadtwahrzeichen Hamburgs hineingerissen, als im Jahre 1906 die Michaeliskirche einem Brande zum Opfer fiel, und bekannt sind die starken Meinungsverschiedenheiten künstlerischer Natur, die sich an den Neubau anknüpften. Die sehr erheblichen Reste der Kirchenwandungen rechtfertigten ihre Wiederverwendung vollkommen. Hinsichtlich der Turmbaufrage aber war für den überwiegenden Teil der hamburgischen Bevölkerung wesentlich ein ethischer Gesichtspunkt, eine in starkem Heimatsgefühl wurzelnde Anhänglichkeit an die altgewohnte Turmform und an die Umrißlinie, die sie dem ganzen Stadtbilde an so entscheidender Stelle verliehen hatte, ausschlaggebend gewesen. Mochte man nun in einer starken, wahrscheinlich wohl letzten Aufwallung des Historismus den möglichst getreuen Wiederaufbau des alten Turmes beschließen, oder mochte man, wie das eine spätere Zeit wahrscheinlich getan hätte, von dem

Architekten nur verlangen, daß er sich an die altgewohnte Silhouette des verbrannten alten Turmes möglichst eng anlehne, und ihm im übrigen die notwendige künstlerische Freiheit lassen: für die gestaltende Arbeit des Baumeisters und für die Neuschöpfung eines Kunstwerkes hätte das freilich einen gewaltigen Unterschied gemacht. Die hamburgische Bevölkerung aber wäre auf dem einen Wege so sicher wie auf dem anderen zur Erfüllung ihrer Wünsche gelangt. Einen geliebten alten Freund, einen der ehrwürdigsten und eindrucksvollsten Repräsentanten der sonst in ihren baulichen Formen so schnell wechselnden Vaterstadt wollte sie wieder erstehen sehen, und dieser Wunsch ist ihr durch den Erneuerungsbau, der am 19. Oktober 1912 in Gegenwart des Kaisers eingeweiht wurde, wohl erfüllt.

In der Geschichte der hamburgischen Kunst war am Ausgange des 18. Jahrhunderts trotz der äußerlich günstigen Verhältnisse ein sehr auffallender und schon von den Zeitgenossen, wie zum Beispiel dem Domherrn Meyer, beklagter Tiefstand eingetreten. Die ansehnliche Nachblüte, die die von Holland befruchtete künstlerische Kultur noch im Laufe des endenden Barock-Geschmacks in Hamburg erlebt hatte, war verwelkt. Der eindringende Klassizismus aber bedeutete für die Formensprache und für die allgemeine Kunstübung in der niederdeutschen Stadt vielleicht noch erheblich mehr als anderswo einen schweren Bruch mit aller heimatlichen Kunstüberlieferung.

Auf dem Gebiete der Architektur brachte er den alteinheimischen Backsteinbau in Mißachtung, und führte statt dessen den Putzbau ein, der zwar unter den Händen der beiden dänischen Architekten Hansen an einer Anzahl von Privatbauten in vorbildlicher Weise Verwendung fand, der aber in den bald einsetzenden Zeiten der Bedrängnis keine großen Aufgaben für staatliche oder sonstige monumentale Bauten erhalten und sich daher auch nicht zu einer aus niederdeutschem Empfinden erwachsenen selbständigen Richtung entwickeln konnte.



Bürgermeister Dr. J. G. A. Versmann. 1820—1899.

Ölbild von Hugo Vogel 1894. Im Besitz der Kunsthalle.



Zu einer solchen einheitlichen Entwicklung blieben auch die Verhältnisse nach der Franzosenzeit noch wenig günstig. Immerhin hat der Putzbau auch dann noch eine Reihe ansehnlicher Leistungen zu verzeichnen gehabt, wofür zum Beispiel die schon erwähnte Bebauung der Esplanade Zeugnis ablegt. In der Person des aus Schinkels Schule hervorgegangenen und mit Recht viel gerühmten Baumeisters Chateauneuf fand er einen sehr bedeutenden Vertreter, dessen Abendrothsches Haus am Neuen Jungfernstieg zu den besten deutschen Privatbauten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerechnet worden ist.

Nach dem Brande war die große Schnelligkeit, mit der die Neubebauung durchgeführt werden mußte, einer künstlerischen Durchbildung und Weiterentwicklung heimischer Bauformen hinderlich. In dem höchst merkwürdigen Gemisch der verschiedenen Stilarten, in denen die hamburgische Architektur der folgenden Jahrzehnte sich versuchte, findet sich aber damals schon der Ansatz zu einer neuen Entwicklung. Schon Chateauneuf hatte wieder angefangen, das heimische Material des Backsteins zur Verwendung zu bringen. Auf dem gleichen Wege war dann Th. Bülau weitergegangen, indem er mit Entschiedenheit wieder an die niederdeutsche Backsteingotik anzuknüpfen suchte, ein Bestreben, das vor allem in seinem wichtigsten Bau, dem „Patriotischen Gebäude" deutlich zutage tritt.

Seit dieser Zeit hat der Backsteinbau neben dem Putzbau allmählich wieder mehr an Geltung gewonnen, und wenn nicht die Entwicklungen unserer Tage durch einen jähen Einschnitt unterbrochen werden, so wird ihm das 20. Jahrhundert wieder die Vorherrschaft zurückgeben, die ihm als dem eigentlich bodenständigen Material in Hamburg gebührt. Eine dauernd zunehmende Reihe von Privatarchitekten hat sich seiner Verwendung an Villenbauten der Vorstädte wie an großen Kaufmanns- und Kontorhäusern der Innenstadt mit Bewußtsein wieder zugewandt, und die staatlichen Baubehörden haben mit der Ausführung von Schulen, Kranken-

häusern und Verwaltungsgebäuden in Backstein teilweise mustergültige Werke geschaffen. Die Entwicklung geht wieder bergan, und jedem, der mit offenen Augen daran teilzunehmen vermag, wird so die Wiedergewinnung und Ausgestaltung einer echt heimatlichen Bauweise zum persönlichen Erlebnis.

Alles in allem muß von der hamburgischen Architektur des ganzen 19. Jahrhunderts gleichlautend das eine gesagt werden, daß es ihr infolge der mehrfachen gewaltigen Umwälzungen und der vielfach vermehrten Ausdehnung der städtischen Bebauung niemals an Aufgaben gefehlt hat, in denen sich der jeweilige Zeitgeschmack wenn auch mit wechselndem Erfolg, so doch mit einem stetigen Aufgebot aller verfügbaren künstlerischen Kräfte versuchen konnte. Von einem anderen Gebiete der Kunstbetätigung, von der Plastik läßt sich das nicht annähernd in gleichem Maße behaupten.

Hatte der Bildhauer an den alten Backsteinbauten des 16. bis 18. Jahrhunderts in der Ausführung von Portalen, Fensterumrahmungen und Giebelbekrönungen reichlich Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung gefunden, so fiel diese Möglichkeit nach dem Eindringen des Klassizismus ganz fort. Das Bürgerhaus hatte nunmehr in der Ausstattung seiner äußeren Erscheinung der Plastik keine Aufgaben mehr zu stellen. Seine Inneneinrichtung verzichtete, abgesehen von einigen bemerkenswerten Beispielen, in denen die Werke Thorwaldsens Eingang fanden, auf figürlichen Schmuck, und die Gartenplastik, die früher in den architektonisch gegliederten Anlagen reichlich Verwendung gefunden hatte, kam bei der bis in den Ausgang des 19. Jahrhunderts unbestrittenen Herrschaft des englischen Gartenstils außer Gebrauch.

So blieb die Architektur-Plastik jetzt ganz auf die öffentlichen Gebäude beschränkt, und auch hier hat sie selbst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur an den besonders bevorzugten Baulichkeiten wie der Nikolaikirche und dem Rathause und an einigen Brücken wie zum Beispiel an der Kersten-Miles-Brücke in reicherem Maße Verwendung gefunden. Erst in neuester Zeit beginnt

ihr Arbeitsgebiet sowohl an öffentlichen wie an privaten Bauten sich wieder zu erweitern und zu beleben, und so darf gehofft werden, daß auch die Steinmetzenkunst sich im Laufe des 20. Jahrhunderts wieder zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit entwickeln, und daß sie wieder zu ihrer alten Blüte gelangen wird, in der sie ebenso wie ihre ältere Schwester, die Fachwerkschnitkerei, die städtische Kultur Hamburgs mit einer Fülle der trefflichsten Arbeiten zu beschenken vermochte.

Was schließlich die Denkmalsplastik betrifft, so ist dafür in städtischen Verhältnissen an und für sich schon kein so günstiger Boden wie an den Höfen der Fürsten. Für Hamburg kamen dazu noch die schweren materiellen Einbußen und die gewaltigen Anforderungen, die die wirtschaftlichen Entwicklungen dauernd stellten. So hat dasselbe Geschlecht, das für den im Jahre 1800 verstorbenen Büsch ein zwar schlichtes, aber in seiner einfachen Formgebung doch edles Denkmal geschaffen hatte, nach der Franzosenzeit keinen hinreichend starken inneren Ansporn empfunden und wohl auch nicht die Möglichkeit gehabt, seinen Helden der Befreiungskriege ein Dankesmonument zu errichten.

Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts hat eine Reihe größerer Denkmäler entstehen lassen, von denen das fein empfundene Schillerdenkmal des Hamburger Bildhauers Lippelt, das von Schilling modellierte eindrucksvolle Kriegerdenkmal für die 1870/71 Gefallenen des 76. Infanterie-Regiments und endlich auch das von Schaper gearbeitete Lessing-Denkmal aus dem Jahre 1881 vor allem genannt zu werden verdienen.

Heute ist auch auf diesem Gebiete das Volksempfinden zu starker Anspannung bereit, und so hat das neue Jahrhundert denn auch schon zu neuen Schöpfungen Anlaß gegeben. In der Musikhalle hat das Klingersche Brahmsdenkmal seine Aufstellung gefunden, das meisterhaft in der Gestaltung und Durchbildung des Kopfes und vieler Einzelheiten doch leider als Ganzes die Hoffnungen, die man darauf setzen durfte, nicht restlos erfüllt hat.

Auf der Höhe am Millerntore aber erhebt sich seit dem Jahre 1906 das von Lederer und Schaudt geschaffene Bismarckdenkmal, riesenhaft und gewaltig und von wahrhaft monumentaler innerer Größe. In diesem Werke hat die nationale Anschauung von der Person und dem Wesen Bismarcks seinen vollkommenen und fast darf man sagen seinen einzig möglichen Ausdruck gefunden. In einer mehr als tausendjährigen Geschichte aber hat Hamburg mit keinem seiner geistigen und materiellen Güter stärker und eindringlicher zu Herzen und Sinnen des ganzen deutschen Volkes gesprochen als mit diesem deutschesten als neueren Denkmäler.

Der Geschichte der hamburgischen Plastik seit dem Eindringen des Klassizismus ähnelt nun die der Malerei auf das Stärkste. Auch bei ihr beginnen die neuzeitlichen Entwicklungen mit einer Zeit ohne Nachfrage und infolgedessen auch fast ohne Schöpferkraft. Die starke Vorliebe für das Tafelbild, die während der Wirkungsdauer der holländischen Einflüsse in Hamburg lebendig war, schwand dahin, je mehr der Klassizismus sich die bürgerlichen Kulturkreise eroberte.

Die große Menge von Gemälden, die sich vordem im öffentlichen und privaten Besitz angesammelt hatte, genügte jetzt den andersgearteten Zielen der Innenausstattung so vollauf, daß sie zu neuen Aufträgen keinen Raum mehr ließ. Ja, was noch schlimmer war, der Reichtum an alten Kunstwerken wurde geradezu als lästig empfunden, und so fing das Bürgerhaus nun an, seinen alten Besitz zu vernachlässigen und zu verschleudern, in den öffentlichen Gebäuden aber begannen die großen Auktionen, durch die damals jahrhundertalte Sammlungen mit einem Male zerrissen wurden und für Hamburg verloren gegangen sind. So ist im Jahre 1787, also zu einer Zeit, in der wirtschaftlich nicht die leiseste Veranlassung dazu vorlag, die Bilder-Galerie des Rathauses versteigert worden, und die Gemälde und Einrichtungsstücke des Domes, der Hl. Geist-Kirche, der Johanniskirche und teilweis auch der Nikolaikirche sind verkauft, verschenkt oder achtlos dem Untergange preisgegeben,



Das Bismarck-Denkmal von Hugo Lederer und Emil Schaudt.

Enthüllt 1906.

Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft.



ohne daß sich an entscheidender Stelle eine Stimme zu ihrer Rettung erhoben hätte.

Öffentliche Sammlungen waren infolgedessen in den beiden ersten Dritteln des 19. Jahrhunderts in Hamburg nicht mehr vorhanden, ebensowenig wie von einer staatlichen Denkmalpflege in dieser Zeit ernstlich die Rede sein kann. Eine städtische Gemälde-Sammlung mußte 1851 erst wieder neu geschaffen werden, und auch diese kam erst durch die Errichtung der 1869 in Benutzung genommenen Kunsthalle in die Möglichkeit, ihren segensreichen Einfluß voll entfalten zu können.

Zu einer Zeit, wo demnach die staatliche und die private Kunstpflege so völlig versagte, und wo es erst im weiteren Verlauf der Entwicklung einer Anzahl von Vereinen wie der Patriotischen Gesellschaft, dem Kunstverein, dem Künstlerverein und dem Verein für hamburgische Geschichte vorbehalten blieb, um die Mitte des 19. Jahrhunderts neue Anregungen zu geben, zu einer solchen Zeit erscheint es fast wie ein Wunder, daß die hamburgische Malerei sich auf der Höhe gehalten hat, auf der wir sie tatsächlich auch damals noch finden, daß Maler wie die beiden jung gestorbenen Phil. Otto Runge und Julius Oldach ihre starken Talente überhaupt entfalten konnten.

Fast die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es in Hamburg keine andere Kunst als die Bildnismalerei gegeben, zu der erst in den dreißiger Jahren die Landschaft und noch später das Sittenbild wieder hinzukamen. Aber auch innerhalb dieser Beschränkung und zum guten Teil ihretwegen sind in der nach neuem Aufschwunge ringenden Stadt die hamburgischen Maler der Zeit, die Brüderpaare Speckter, Gensler und andere an einer vollen Entwicklung ihrer künstlerischen Kräfte dauernd behindert gewesen.

Nur dem erst 1889 verstorbenen Hermann Kauffmann, der sich bereits 1833 dauernd in der Vaterstadt niedergelassen hatte, ist es vergönnt gewesen, sich voll auszuleben, und mit seinen vielfach der Landschaft und dem Volksleben Holsteins und der Niederelbe

entnommenen Motiven sich auch über den hamburgischen Kreis hinaus eine anhängliche und dankbare Gemeinde zu schaffen.

Kauffmann ragt mit seiner letzten Lebenszeit noch voll hinein in die unaufhaltsame Ausgestaltung der reichen und vielseitigen modernen Großstadt. Er hat den ganzen Wechsel der künstlerischen Arbeits- und Absatzmöglichkeiten, den die Entwicklung des Verkehrs herbeiführte, persönlich mit erlebt. Dieser Wechsel aber ist auch für die Kunstpflege des gesamten Hamburg im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts mit entscheidend gewesen.

Wie die Menschen, so sind auch die Kunstwerke beweglicher, internationaler geworden. Der Kunstmarkt einer Weltstadt wie Hamburg ist jetzt in der Lage, Werke aller Schulen und aller Geschmacksrichtungen, der fremden ebenso sehr wie der heimischen, zu einer fast unerschöpflichen Auswahl bereit zu stellen. So sind mit dem zunehmenden Reichtum der Stadt sehr viele Bilder und darunter viele gute in Hamburgs öffentlichen und privaten Besitz gekommen. Eine Kunststadt aber in dem Sinne einer dauernden starken und aus eigensten heimischen Quellen schöpfenden künstlerischen Tätigkeit ist Hamburg bis heute noch nicht wieder geworden.

Nach dieser Richtung kräftigend und fördernd zu wirken, hat sich die Kunsthalle unter Lichtwarcks Leitung in vorbildlicher Weise bemüht. Neue Hamburgensien im gegenständlichen Sinne, Landschaften und Bildnisse, sind von hier aus den bedeutendsten Malern der Gegenwart in Auftrag gegeben. Unermüdlich sind die hamburgischen Maler zur Pflege einer gesunden und ihrer selbst sicheren Heimatkunst angeregt. Damit ist eine Saat gestreut, die auch für die kommende Zeit eine gute Ernte erhoffen läßt, und was nicht zu übersehen ist, an alledem nimmt auch der große Kreis der Gebildeten, zustimmend und ablehnend, lobend und tadelnd, wieder persönlichen Anteil. Kunstfragen sind wieder Fragen des öffentlichen Interesses geworden, und das bedeutet für die weitere Entwicklung sehr viel. —

Richten wir unseren Blick auf die Hauptzüge des hamburgischen

Geisteslebens im 19. Jahrhundert, so erkennen wir auch hier, daß die großen politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten fast alle geistigen Kräfte mit einer unwiderstehlichen Gewalt an sich gerissen haben. Was die Stadt auf diesen Gebieten denkt und treibt, schafft und leidet, das ist es, was sie im 19. Jahrhundert vor allen Dingen mit dem Leben und Fühlen der Nation in innerer Berührung und in steter Wechselwirkung hält. Namen wie die der „königlichen Kaufleute" Godeffroy, Laeisz, Sloman, Woermann sind es, die dem deutschen Empfinden in erster Linie als Repräsentanten der hamburgischen Kultur erscheinen. Und daneben stehen die Namen der Männer, die die Geschicke der Stadt gelenkt haben, und durch deren Arbeit hamburgische Sonderart und allgemein deutsches Interesse sich zu einer unlösbaren Einheit verschmolzen haben: Namen der Bürgermeister Abendroth und Bartels, die der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehören, Namen der Heckscher, Merck, Roß, Rießer und Wurm, die die Stadt als Abgeordnete in die Frankfurter Nationalversammlung entsandt hatte, endlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wieder die Namen der Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann und Moenckeberg, die Hamburgs Beziehungen zum neuen deutschen Reich geregelt und seine gewaltige Entwicklung zur Millionenstadt in sichere Bahnen gelenkt haben, zuletzt auch der Name des vielbetrauerten „königlichen Bürgermeisters" Burchardt, der Hamburgs bundesstaatliches Verhältnis zum Reichsverbande mit glänzenden geistigen Gaben und hoheitsvoller Würde in hinreißender Art zur Anschauung gebracht hat.

Es ist eine allgemein weltmännische und doch in deutschem Wesen tiefbegründete Kultur, die durch diese Namen vertreten wird, eine Kultur, die den Handelsherrn und den Vertreter der Staatsgewalt zu gleichgearteter Geistesrichtung zusammenführt, und die aus den großen Beziehungen des Welthandels ebenso sehr sich erklärt wie aus der selbstsicheren Gewohnheit des Kaufmanns, bei aller Arbeit und bei jeder Unternehmung ganz allein auf eigene Kraft und auf eigene Einsicht angewiesen zu sein.

Hamburgs geistige Kultur ist die Kultur des Kaufmanns. Sie ist es im höchsten und besten Sinne, und wenn irgendwo, so gilt es für Hamburg, was Schiller von dem Kaufmanne gerühmt hat:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."

Wie in der Stadtgeschichte des 16. Jahrhunderts, so ist es auch neuerdings wieder eingetreten, daß eine neu errungene Handelsblüte alsbald auch einen neuen Aufschwung von Kunst und Wissenschaft zur unmittelbaren Folge gehabt hat. Auch in dieser Hinsicht sind Kirchenpauers Hoffnungen in Erfüllung gegangen, die er nach dem großen Brande von 1842 im Kreise der Patriotischen Gesellschaft aussprach, daß „aus dem zum großen Teil in Trümmern liegenden Hamburg nicht allein eine neugebaute Stadt, sondern ein geistig lebendigerer und höhere Energie entwickelnder Staat hervorgehen werde".

Zwar die ersten Jahrzehnte nach der Franzosenzeit und auch noch die nächsten Jahre nach dem Brande mußten naturgemäß zunächst fast ausschließlich der Wiedergewinnung neuer materieller Kräfte gewidmet werden. Für die Pflege der Künste und Wissenschaften blieb da wenig Raum.

Aus der Geschichte der bildenden Künste haben wir schon gesehen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast überall ein starker Stillstand der künstlerischen Schaffenskraft sich zeigt, zumal da den Zeiten äußerer Bedrängnis eine tiefeinschneidende Geschmacksrevolution voraufgegangen war, die einen vollständigen Bruch mit der älteren Überlieferung herbeigeführt hatte. In der Geschichte der Literatur und des Theaters zeigen sich die Verhältnisse sehr ähnlich.

Mit Klopstocks Tode und mit seiner glanzvollen Beisetzung auf dem Friedhofe zu Ottensen im Jahre 1803 war Hamburgs große literarische Zeit endgültig abgeschlossen, und es ist fast ein Jahrhundert darüber hingegangen, ehe die heimische Dichtkunst wieder zu solchen Höhen emporgestiegen ist, daß sie auch für das übrige



Auf der Außenalster beim Uhlenhorster Fährhaus.

Ölbild von Max Liebermann. Im Besitz der Kunsthalle.



Deutschland wieder beachtenswert wurde. Wohl hat Heinr. Heine hier ein paar Jahre verbracht, die durch die unglückliche Liebe zu seiner Cousine Amalie Heine in vieler Hinsicht für sein Leben und sein Dichten entscheidend geworden sind. Wohl ist Friedr. Hebbels Dichtkunst in Hamburg zuerst zur Reife gelangt. Wohl hat er hier auch sein erstes großes Drama „Judith“ vollendet. Aber das sind doch nur Episoden. Erst Detlev von Liliencron und Richard Dehmel, Gustav Falke und Gustav Frenssen, Johanna Wolff und der im Jahre 1906 früh verstorbene Fritz Stavenhagen haben Hamburg wieder zu einer Pflegestätte lebendigen dichterischen Schaffens erhoben und der Stadt dadurch wieder eine führende Rolle im literarischen Deutschland zu erringen gewußt. Auch hier wie bei den bildenden Künsten scheint sich die Entwicklung wieder in aufwärtsführenden Bahnen zu vollziehen, und auch hier finden die Künstler eines wieder, was sie als dauernden Ansporn zu neuem Schaffen meist nicht entbehren wollen, eine verständnisvolle Anteilnahme und einen lebendigen Widerhall aus der nächsten Umgebung.

Innerhalb des Gesamtgebietes der hamburgischen Kunstpflege haben sich die schädigenden Nachwirkungen der Franzosenzeit vielleicht am wenigsten in der Geschichte des Theaters und der Musik gezeigt. Die hervorragende Stellung, die Friedr. Ludw. Schröder dem hamburgischen Theater im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts errungen hatte, ist auch über seinen Rücktritt im Jahre 1798, seine abermalige kurze Direktionszeit in den Jahren 1811 und 1812 und über seinen am 3. September 1816 erfolgten Tod hinaus erhalten geblieben. Wie sehr man sich dauernd bemüht hat, für die Pflege des Schauspiels wie der Oper auch äußerlich günstige Bedingungen zu schaffen, das zeigen die großen Theaterbauten, die schon 1826 das Schauspielhaus und unmittelbar nach dem Brande das Thaliatheater am Alstertor entstehen ließen, die am Anfange des 20. Jahrhunderts in der Errichtung des Deutschen Schauspielhauses im Jahre 1900 und in dem Neubau des Thaliatheaters im Jahre 1912 ihre Fortsetzung gefunden haben, und die voraussicht-

lich in den kommenden Jahren durch den Bau eines neuen Stadttheaters — wenn man von den zahlreichen kleineren Bühnenhäusern absieht — wieder zu einem vorläufigen Abschluß kommen werden.

Der eigenen ruhmvollen Vergangenheit und der Bedeutung und dem Reichtum der Stadt entsprechend gehören die hamburgischen Theater auch heute noch zu den ersten und verdienstvollsten Bühnen des deutschen Kulturkreises, und unter ihren künstlerischen Kräften finden sich die besten Namen deutscher Bühnenkünstler vertreten. Neben dem Theater aber hat wie im voraufgehenden so auch im 19. Jahrhundert für das geistige Leben Hamburgs, der Stadt, in der Felix Mendelssohn-Bartholdy und Joh. Brahms das Licht der Welt erblickt haben, die Musik im Vordergrunde des Interesses gestanden. Eine starke und tiefempfundene Liebe zur Musik erfüllt und erhebt auch heute die weitesten Kreise der hamburgischen Bevölkerung, und so gehört zu den neueren Ereignissen, die die innerste Geisteskultur der Stadt berühren, auch dieses, daß das reiche musikalische Leben der Gegenwart in der im Jahre 1908 erbauten Musikhalle, einer Stiftung des Ehepaares C. H. Laeisz, einen glänzenden Mittelpunkt und eine starke Stütze für seine weitere Entwicklung erhalten hat.

Reich und vielgestaltig, erfüllt von den edelsten Werken künstlerischer Schaffenskraft mag auf all diesen Grundlagen die neue Kultur des 20. Jahrhunderts erblühen. Das lebende Geschlecht zeigt allerorten den leidenschaftlichen Drang nach einer möglichst hohen ästhetischen Form der Lebensführung. Bewußt genießt es das Geschenk einer neu erwachenden künstlerischen Kultur, und es hat sein gutes Recht dazu. Gar zu leicht aber wird darüber vergessen, welch harter Arbeit der voraufgegangenen Geschlechter es bedurft hat, um die Vorbedingungen dazu zu schaffen. Das gilt zunächst für die Pflege der Kunst. Es gilt aber in mindestens ebenso starkem Maße auch für die Pflege der Wissenschaften.

Stiller noch als die Tätigkeit des Künstlers vollzieht sich die Arbeit des Gelehrten. Weniger augenfällig für die Öffentlichkeit

sind ihre Ergebnisse, und in den Zeiten wirtschaftlichen Ringens empfindet daher die Gesamtheit den Ansporn zur Unterstützung der Wissenschaften leicht weniger dringend. So ging es auch in Hamburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und aus diesen Zeitverhältnissen heraus muß es verstanden werden, wenn Joh. Martin Lappenberg, von 1823 bis 1863 Archivar der Stadt, der sich als Forscher auf geschichtlichem und altertumskundlichem Gebiet noch heute eines sehr hohen Ansehens erfreut, gelegentlich von seiner „in einer Handelsstadt notwendig sehr einsamen Existenz" spricht.

Das akademische Gymnasium besaß zwar auch in dieser Zeit noch eine Reihe angesehener Professoren, so D. C. Krabbe von 1833 bis 1840 als Professor der biblischen Philologie und der Philosophie und den schon genannten Christian Friedr. Wurm, der von 1833 bis zu seinem Tode 1859 als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium wirkte, und der als Forscher auf den Gebieten der Handelspolitik, des Seerechts, der hamburgischen und der hanseatischen Geschichte sich ebensosehr einen Namen gemacht hat, wie er als tätiger Politiker und Mitglied des Frankfurter Parlaments bekannt ist.

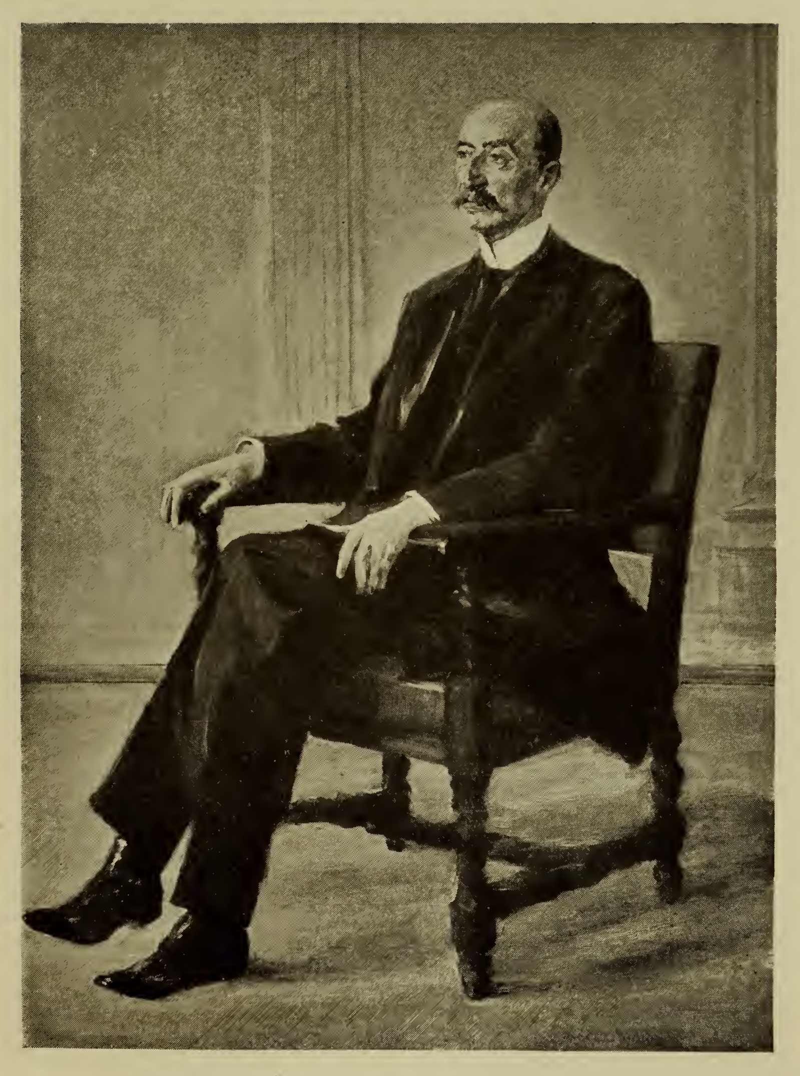
Trotz ihrer Wirksamkeit aber vermochte das Gymnasium nicht, sich auf der alten Höhe zu erhalten, und noch viel weniger gelang es ihm, mit den neu sich entwickelnden oder auf ihren alten Grundlagen weiter ausgebauten deutschen Universitäten gleichen Schritt zu halten. Die Ansprüche, die an die akademische Ausbildung der studierenden Jugend gestellt wurden, waren über die Leistungsfähigkeit des Gymnasiums in seiner alten Form hinausgewachsen. Was es aber tatsächlich noch zu geben hatte, das fand wegen der Art, wie es gegeben wurde, kein genügend großes Publikum mehr, und so erklärt es sich, daß das akademische Gymnasium im Jahre 1883 aufgelöst worden ist.

Diese Auflösung war für die Pflege gelehrter Studien in Hamburg im Grunde kein allzu schwerer Schlag, denn während das akademische Gymnasium abstarb, waren inzwischen — teilweise aus ihm hervorgegangen — eine ganze Reihe neuer lebenskräftiger

wissenschaftlicher Anstalten entstanden. Die im Jahre 1802 als astronomisches Observatorium von Repsold begründete Sternwarte hatte 1823 eine Arbeitsstätte in dem Gebäude am Millerntor erhalten, das ihr bis zu ihrer Verlegung nach Bergedorf im Jahre 1910 genügt hat. Auf dem Gebiete der alten Befestigungen am Dammtor war seit 1820 der Botanische Garten angelegt, dessen wissenschaftliche Institute ebenfalls erst im Jahre 1909 einen ansehnlichen Neubau erhalten haben, und neben dem schon 1861 ein großer Zoologischer Garten entstanden war. 1881 war die Seewarte eröffnet. Zu den älteren Krankenhäusern war 1861 ein neues Anatomie-Gebäude und 1862 bis 1864 die Irrenanstalt Friedrichsberg hinzugekommen. Endlich war 1874 das Kunstgewerbe-Museum eröffnet und kurz darauf in staatliche Verwaltung übernommen, das durch Justus Brinckmanns Verdienst sich sowohl in seiner Sammelarbeit wie in Lehre und Forschung rasch zu internationaler Bedeutung entwickelt hat.

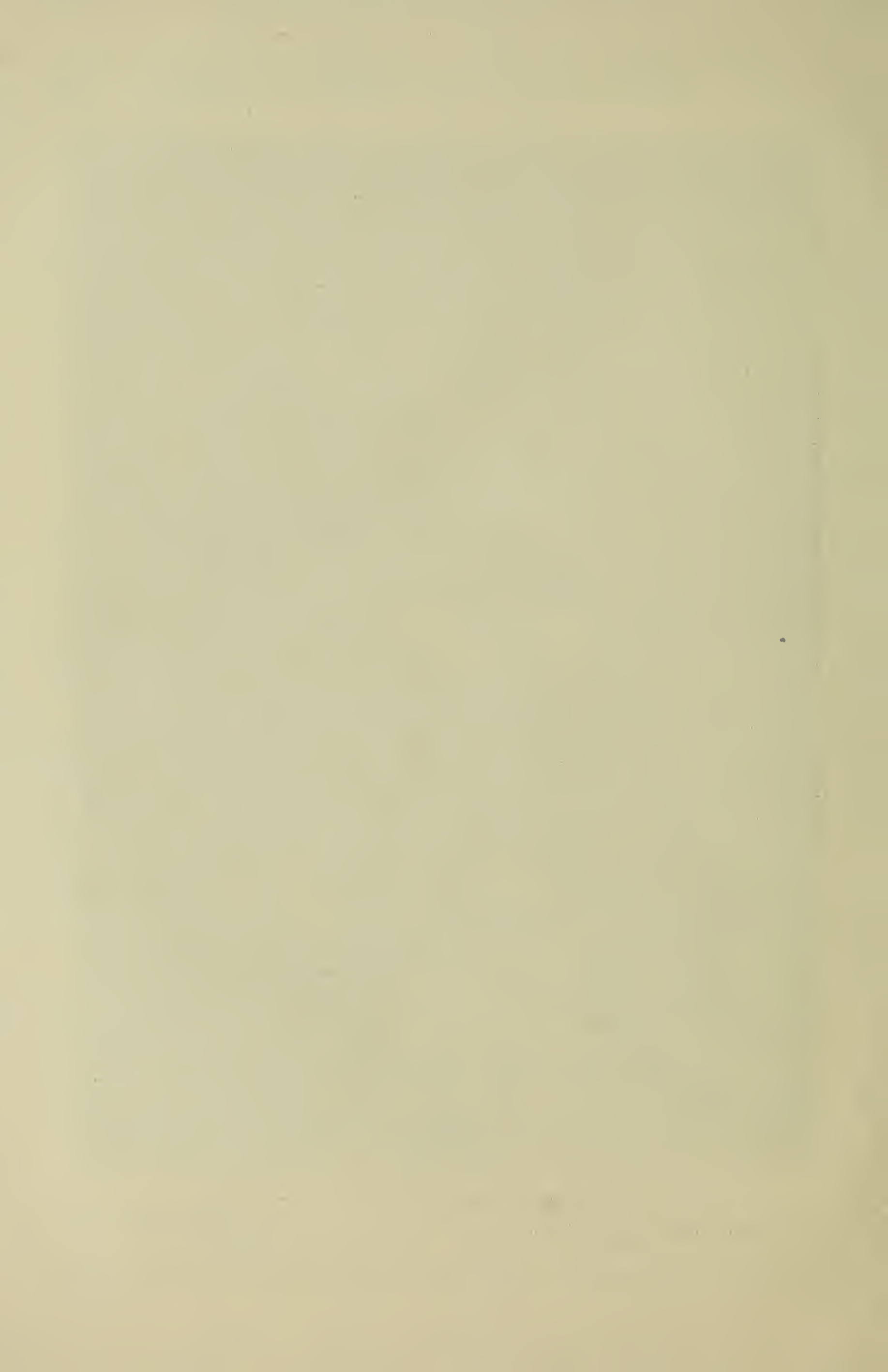
Alle diese wissenschaftlichen Anstalten, zu denen bald noch ein physikalisches und ein chemisches Staatslaboratorium, ein naturhistorisches Museum, ein Museum für Völkerkunde, ein mineralogisch-geologisches Institut und das aus den Sammlungen des Vereins für hamburgische Geschichte hervorgegangene Museum für hamburgische Geschichte, außerdem aber noch große medizinische und technische Anstalten, die Krankenhäuser von Eppendorf und Barmbeck, das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, die Navigationsschule, die Kunstgewerbeschule und das staatliche Technikum hinzugekommen sind, sie alle haben nach der Schließung des akademischen Gymnasiums ein Menschenalter hindurch eine wissenschaftliche und lehrhafte Wirksamkeit entfaltet, die alle jemals vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten des Gymnasiums weit übertrifft.

Die im Vorlesungswesen der Oberschulbehörde zusammengefaßte Lehrtätigkeit dieser wissenschaftlichen Anstalten, für die im Jahre 1911 ein hochherziger Bürger der Stadt, Edmund Siemers, ein glanzvoll ausgestattetes Vorlesungsgebäude erstehen ließ, gewann



Bürgermeister Dr. Joh. Heinr. Burchard. 1852—1912.

Ölbild von Max Liebermann 1911. Im Besitz der Kunsthalle.



im Jahre 1908 einen festeren Zusammenschluß und teilweise auch eine weitere Ergänzung durch die Begründung des Kolonialinstituts. Die Erforschung der deutschen Kolonien und dann überhaupt der überseeischen Gebiete, ihrer Landeskunde, Sprache und Kultur, die Pflege der neueren Sprachen, das Studium der Handels- und Verkehrsgeschichte, des Handels- und Seerechts haben in dieser Hochschule ihre sichere Stätte gefunden. Nicht nur aus Hamburg, sondern aus ganz Deutschland haben sich die Hörer eingestellt, so daß auch hier im besten Sinne nationale Arbeit geleistet wird.

Über das Erreichte hinaus aber sind Hamburgs Wünsche und Hoffnungen noch auf ein größeres und höheres Ziel gerichtet. Schon im Jahre 1839 hatte sich in den Göttinger gelehrten Anzeigen die Äußerung gefunden: „Daß Hamburg noch eine ganz andere Bedeutung in dem geistigen Leben nicht bloß Deutschlands, sondern Europas, ja der ganzen zivilisierten Welt gewinnen könnte, wird jedem einleuchten, der mit einiger Sachkunde erwägt, welche Momente geistiger und materieller Art sich dort vereinigen zur Gründung einer Nordischen Universität, ja eines Organs zur Vermittlung deutscher Wissenschaft und Bildung mit dem Norden und Westen von Europa und mit Amerika".

Dieser Universitätsgedanke ist am Anfange des 20. Jahrhunderts mit überraschender Gewalt zu neuem Ausdruck gekommen. Man griff damit auf alte Pläne zurück, die im 19. Jahrhundert schon zweimal, zuerst in den vierziger Jahren und dann 1873 ernstlich erwogen waren, als man versuchte, das akademische Gymnasium zu verjüngen und mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Damals hatte man solche Wünsche wieder fallen lassen müssen, weil sie teilweise an der Ungunst der Zeiten scheiterten, teilweise auch nicht genügend ausgereift waren. Die neuen Universitätspläne aber ruhen auf Grundlagen, die mit viel stärkeren materiellen und geistigen Kräften gestützt sind. Noch sind die lebhaft gepflogenen Erwägungen nicht zu festen Ergebnissen gelangt, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß Hamburg auf dem eingeschlagenen Wege

nicht stillstehen und daß es mit Vorsicht und Überlegung die geeignete Form finden wird, um die in seinem Kreise zu überquellender Fülle aufgespeicherten Kulturgüter in Geist und unvergänglichen Bildungsstoff für sich selbst, für Deutschland und für die gesamte zivilisierte Welt umzusetzen. Hoch aber und bleibend wird — nach den Worten des 1909 verstorbenen Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts Dr. F. Sieveking — der Ruhm der Männer sein, welche die Handelsstadt Hamburg zu einer Stadt gemacht haben, die würdig ist, den höchsten Mittelpunkten der Bildung aller Länder und aller Zeiten an die Seite gestellt zu werden.

Reich und schön und voll inneren Gehaltes steht Hamburg am Anfange des 20. Jahrhunderts nach einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit vor den Augen der Welt. Schaffenskraft und Arbeit erfüllt seine Handelshäuser, seine Speicher und Kontore. Vielgestaltiges Leben und unendliche Bewegung flutet durch seine Straßen. Von den Kräften des Dampfes und der Elektrizität getrieben, kreuzen sich auf unübersehbaren Schienensträngen die Träger des Verkehrs. Hoch über den Straßen und tief unter der Erde sausen die Bahnzüge, deren unablässige Folge selbst die Nacht nur auf wenige Stunden unterbricht.

Wunderwerke der Technik entsteigen der gewaltigen Stadt. Auf den Werften laufen die größten Schiffe von Stapel, die je ein Menschenauge gesehen hat, und aus der größten Luftschiffhalle der Welt erhebt sich stolz der lenkbare Kreuzer der Lüfte. Tief unter der Elbe wandeln in sicheren Gewölben die Scharen der Menschen, während hoch über ihren Häupten die Ozeandampfer das Wasser des Stromes durchschneiden.

Soweit das Auge sieht, reihen sich Straßen an Straßen. Sie fügen sich zusammen zu dem mächtigen Körper der in ihrem Wachstum unaufhaltbaren Millionenstadt.

Über die von Palästen umschlossene Binnenalster schießen die Dampfer, die die Menschen in die Vorstädte hinaustragen. Weiße

Segel und leichte Ruderboote ziehen über die Außenalster, wenn an lauen Sommerabenden vom Uhlenhorster Fährhaus Musik ertönt und leuchtende Raketen zum Himmel steigen. Um ihre weiten Ufer legt sich ein Kranz von Villen, in deren Gärten die Blumen blühen und die Drosseln singen. Auf der Alster wohnt die Freiheit. Auf der Alster lacht das Glück.

Ernst und schwer schafft im Hafen die Arbeit. Aus Fleeten und Kanälen sammeln sich hier die Kaufmannsgüter, die die Stadt in die Welt hinaussendet. Mit Schuten und Krähnen werden hier die Warenballen verladen, die aus allen Ländern des Erdkreises nach Hamburg hereinströmen. Ein Hafenbecken reiht sich hier an das andere, von langen Kaistraßen umsäumt. Sie wachsen von einem Jahre zum andern, während in rastloser Arbeit der Bagger auf dem stetig versandenden Strome die Zufahrt vom Meer zu ihnen offen hält.

Gebräunte Seefahrer grüßen vom Hafen aus zum letzten Male die Stadt, wenn sie die weite gefahrvolle Reise in ferne Weltteile antreten. Hier ruft ihnen, wenn sie wiederkehren, die Heimat das erste Willkommen zu.

Nur wer den Hafen kennt, kann sagen, er kenne Hamburg. Zum Meere ziehen Hamburgs Hoffnungen und Hamburgs Sorgen. Vom Meere kommt Hamburgs Reichtum und Hamburgs Glück. Die Fluten der Elbe aber singen heute wie vor tausend Jahren ihr altes, großes, ewig schönes Lied.



